

# Revisi on

1,2

der neuesten

## deutschen Litteratur.

Ersten Bandes 2tes Stück.

### Inhalt.

	Seite
Betrachtungen über die vornehmste Wahrheiten der Religion an Seine Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig Lüneburg. 2ten Theiles 2ter Band. Braunschweig 1779.	137
Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen, von Gotthold Ephraim Lessing. 1779.	148
Physiognomische Reisen. Voran ein physiognomisches Tagebuch. Hestweis herausgegeben. Altenburg. 1778. 1779. I. 2. 3. Stück.	165
Vermischte Gedichte von Hrn. Ludwig Heinrich Nikolai, Kabinetssekretar, und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten aller Reussen. Drei Theile. Berlin und Stettin bei Friedr. Nikolai. 1779.	187
Poetische Blumenlese auf das Jahr 1780. Göttingen bei Dietrich. Musenalmanach für das Jahr 1780. herausgegeben von Bopß und Gdcking.	211
Zur endlichen Beruhigung unserer Pädagogen, ein Antrag an Könige, Fürsten, Regierungen und Minister. Leipzig bei C. F. Schneider 1779.	230
Ueber die Offenbarung Johannis und deren neueste Deutung. (Fortsetzung.)	246

# Verzeichnis

der Verlagsbücher der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung zu Mannheim, welche zum erstenmale auf der Leipziger Jubilatemesse 1781 erscheinen.

---

## a) Verlagsbücher im Ladenpreise.

thl. gr.

- A**cta feu Historia & Commentationes Academiæ Electoralis Theodoro-Palatinae, 4. Vol. IV. physicum 1780. cum fig. 3 12
- Kempis (Thomæa) de Imitatione Christi libri quatuor a F. J. Desbillons recensiti & auctori suo denuo vindicati 8. 1 —
- Metzger (Joh.) Tabulæ ascensionum & aberrationum in ascensionem rectam & declinationem præcipuarum utriusque hemisphæri 350 stellarum fixar. 1779 8. 1 12
- 

- Bemerkungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonom. Gesellschaft zu Lautern, 8. 1779. 20  
1780. 20
- Dorowski (Georg Heinr.) Abriss einer Naturgeschichte des Elementarreiches, 8. 1779. 12
- Chemische Versuche (Verzeichnis der) so in dem Sommer Halbenjahre 1780 auf der Kameral Hohen Schule zu Lautern sind angestellt worden, 1781 2
- Geschichte Florentins von Fahlendorn, von Heinrich Stilling, 1ter u. 2ter Theil. Schrbp. 1 8  
Druckpap. 1 —
- Irthümer des Hrn. von Voltaire, aus dem Franzöf. des Hrn. Abts Monotte übersetzt, 3te Auflage, 8. 1777, 2 Bände 1 6
- Jung (Joh. Heinr.) öffentlicher Anschlag bei dem Antritte des Lehrstuhles der praktischen Kameralwissenschaften auf der Kameral Hohen Schule zu Lautern, 8. 1778. 2
- Versuch einer Grundlehre sämtlicher Kameralwissenschaften, 8. 1779. 20

- Kremer's (Christoph Jakob) Geschichte des Rheinischen  
Franziens unter den Merovingischen und Karolingi-  
schen Königen, bis in das Jahr 843, als eine Grund-  
lage zur Pfälzischen Staatsgeschichte, herausgegeben  
von Andr. Lamey, mit einer Landkarte, 1778. 4. 2 20
- v. Lamezan, Skizze über die Gesetzgebung 8. 10
- Lamey, (Andr.) Geschichte der alten Grafen von Ra-  
vensberg in Westfalen, aus Urkunden erläutert, 4.  
1779. 1 16
- Langsdorf, (Karl Christ.) Untersuchung über die Be-  
wegungskräfte auf Salzwerke 8. 1780. 6
- Mannheimer Kalender für das Jahr 1781, welcher die  
Beschreibung der Merkwürdigkeiten der Stadt Mann-  
heim und der Pfalz enthält, 16. 7
- Pfälzischen Geschichte (kurzer Auszug der) von den äl-  
testen Zeiten an, bis auf den Zurückfall des Herzog-  
thumes Baiern an das Kurhaus Pfalz, 8. 6
- Revision der neuesten deutschen Litteratur, 1ten Bandes  
1tes und 2tes Stück 16
- Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit, 1780. gr. 8. 1 12  
1781. gr. 8. 1 12
- Sammlung kleiner Schriften der Kämmerl. Hohen Schu-  
le zu Lautern, die seit 1775 bis 1781 erschienen sind,  
8. 1781. 10
- Schmid, (Ludw. Benj. Mart.) Lehre von der Staats-  
wirthschaft, 2 Bände, 8. 1 12
- Vorlesungen (zwei) I.) von Otto V. Pfalzgrafen von  
Wittelsbach, von J. P. Wund. II.) Von der Nach-  
ahmung in der Vaterlandesliebe, von J. H. Jung. 6
- Widerrufung des Febronius, deutsch und lateinisch,  
nebst dem Hirtenbriefe des Herrn Weibbischoffes  
von Trier, neue und vollständige Auflage, 4. 1779. 6
- 
- Description de ce qu'il y a d'interessant & de curieux  
dans la résidence de Mannheim, & les villes principa-  
les du Palatinat, 8. 1781. 6
- de quelques Tableaux, par Mr. Fratrel, 1781. 5
- Fables de Desbillons en françois avec le texte latin, 2  
vol. 8. 1 6
- Maret, Mémoire sur la maniere d'agir des Bains d'eau  
douce & d'eau de Mer, & sur leur usage 14

b) *Auctores classici* der Mannheimer Auflage in  
Netto Preisen.

thl. gr.

Cornelius Nepos, nach Philipps und Heusinger, Catalogus editionum nach Philipps 1778.	Schreibpap.	8
	Postpap.	16
P. Virgilii Maronis Opera, 2 tomi, nach Heyne, 1779.	Schreibp.	19
	Postpap.	I 14
C. Crisp. Salustii opera quæ supersunt omnia, nach Curtius 1779.	Schrbp.	8
	Postpp.	16
Q. Horatii Flacci Opera, nach Burmann und der Ausgabe von Kambridge 1699, 2 tomi 1779.	Schrbp.	10
	Postpp.	20
C. Julii Cæsaris commentarii de bello gallico & civili, 2 tomi, nach Dudenordp und Scaliger 1779.	Schrbp.	I I
	Postpp.	2 2
M. Annæi Lucani Pharsalia, nach Curtius 1779.	Schrbp.	12
	Postpp.	I —
L. Annæi Flori Epitome rer. Romanar. nach Grævius, 1779.	Schrbp.	5
	Postpp.	10
Tit. Livii Patavini historiarum libri qui supersunt omnes, nach Drackenborg, cum supplementis Freinshemii, 1779. 1780, tom. I — 8.	Schrbp.	2 17
	Postpp.	5 9
C. Corn. Taciti Opera, recognovit, emendavit, supplementis explevit Gabriel Brotier, 4 tomi, 1780.	Schrbp.	2 I
	Postpp.	4 2
— Operum supplementa auctore Gabriel Brotier,	Schrbp.	14
	Postpp.	I 4
D. Junii Juvenalis Satyræ ex recensione Henr. Christ. Henninii, Auli Persii Flacci satyræ, ex recensione Isaaci Casauboni; & Sulpitiæ satyra 1781.	Schreibp.	7
	Postp.	14



# Betrachtungen

über die  
vornehmste

## Wahrheiten der Religion

an

Seine Durchlaucht den Erbprinzen  
von Braunschweig und Lüneburg.

2. Theils 2. Band. Braunschweig. 1779.

---

Wir nehmen diese Schrift, das letzte Pfand der  
feierlichen Trennung eines unserer größten  
Theologen von öffentlichen litterarischen Bemühun-  
gen mit der tiefen Hochachtung auf, womit ein  
nun erzogener und gebildeter Jüngling seinem schei-  
denden Mentor nachsieht. Herr Abt Jerusalem  
hat unstreitig vorzüglich viel zum gegenwärtigen  
philosophischeren Geist unserer Theologie und Re-  
ligion beigetragen, sein Beispiel hat ermuntert,  
in manche Lehren und Vorstellungsarten mehr Zu-  
sammenhang zu bringen, den Einfluß der natürli-  
chen Religion auf Entwicklung der geoffenbahrten  
Lehren zu befördern, und auch den theologischen  
Schriften selbst eine gefälligere Gestalt zu geben.  
Man ist seit dem ersten Stoß, welchen er zu dieser  
litterarischen Revolution gab, so beträchtlich weit  
auf der eröffneten Bahn fortgeschritten, hat Gränz-  
linien und Abwege so genau kennen gelernt, daß  
gewiß alles begierig auf den ersten Führer hinsieht,

ob uns sein Wink noch weiter fortgehen heisse, oder vielleicht ein wenig zurückwünsche. Einzig nach dieser Rücksicht wird die gegenwärtige schöne Schrift von uns betrachtet, also auch bloß das ausgezeichnet, was im genauen Zusammenhang mit der neu sich bildenden Form unserer Theologie steht. Denn es mußte von Bogen zu Bogen fortgehender Auszug werden, wann alle seine Aufklärungen der biblischen Geschichte bemerkt werden sollten, die in dieser Schrift, oft gleichsam nur im Vorbeieilen, hingestreut sind. Auch Kritik einzelner Stellen oder Klagen über den oft wortreichen Vortrag würden Unbescheidenheit seyn, weil selbst auch dasjenige, was wir erhalten, so ganz unerwartetes Geschenk ist.

Dieser Band enthält die vierte Betrachtung über Moses. Sie theilt sich in fünf Abschnitte: 1) Geschichte Moses; 2) seine Lehre von Gott; 3) seine Lehre von der Schöpfung; 4) Geschichte vom Fall; 5) Religion Moses. Die drei wichtigsten Punkte in diesen fünf Abhandlungen sind die neuen Erklärungsarten des Durchgangs der Israeliten durch das rothe Meer, der noch dunkleren Geschichte Bileams, und die Widerlegung der gewöhnlichen Vorstellungsart von einem natürlichen Verderben des Menschen. Wir übergeben letztere ganz, weil wir ihrer bei Anzeige der Seilerischen Schriften von der Erbsünde gedenken werden.

Mit der ganzen Wärme seines Herzens erklärt sich Jerusalem gegen die Wolfenbüttlichen Fragmente; mißbilligt zwar die Bekanntmachung derselben nicht, weil doch einmal die Pest schon im Finstern geschlichen sei, aber sieht sie als die Frucht eines gegen die Religion entschlossenen bösgesinnten Her-

Herzens an, und nicht als das Werk eines ehrlichen Zweiflers. Zur Bertheidigung der Geschichte des Durchzugs der Israeliten durch das rothe Meer wird eine neue Hypothese gewagt, welche, wann sie die Probe einer strengeren Untersuchung aushalten sollte, alle noch so sehr aufgehäuften Schwierigkeiten des Fragmentisten viel entscheidender hebt, als die sonst scharfsinnige Döderlinsche Bemühungen.

Die Israeliten, denen von Joseph ein Distrikt in Raemeses angewiesen wurde, breiteten sich bei ihrer außerordentlich großen Vermehrung, und da sich die Aegyptier wohl nicht zu sehr von ihnen zusammendrängen ließen, auch in der arabischen Wüsten aus. Ein Volk, das 600000 streitbare Männer zählen konnte, und größtentheils Nomadenleben führte, hätte bey der ausnehmenden Fruchtbarkeit Aegyptens in Raemeses niemals Platz gehabt, und im ersten Buch der Chronik K. 8, 21, ist eine deutliche historische Spur, daß die Ephraimiten mit ihren Heerden bis an die Gränze von Palästina gekommen. Raemeses war also nur Hauptsitz der Nation, wo die Häupter der Stämme und Familien, die zugleich nach ägyptischer Art die Schreiber waren, und die Familienregister hielten, mit einem Theile des Volks ihre Wohnung hatten. So lang Pharao diese im Lande hatte, war er Herr vom ganzen Volke, und Moses, wann erst diese seinem Stabe folgten, konnte versichert seyn, daß die übrigen an jedem in der Wüste bestimmten Ort sich einfinden würden. Er bestimmte ihnen also wahrscheinlich die Gegend des Berges Sinai zum Versammlungsplatze, und zog mit denen aus, die sich im Distrikte von Raemeses aufhielten. Denn kann man sich vorstellen, daß Moses, wie er die

Absicht hatte, das Volk aus dem Lande hinauszuführen, alle diese zerstreute Horden erst nach Raemeses wieder zusammenberufen, und sich also selbst den Auszug wieder erschwert habe?

Besonders nach der alten, weniger um kritische Pünktlichkeit bemühten Erzählungsart, bleibt es dennoch genau wahr, daß Moses 600000 streitbare Männer aus Aegypten ausgeführt: denn sie gehörten doch vorher alle zu Aegypten, wenn schon ein großer Theil in der arabischen Wüste herumzog. Sie alle hiengen mit den in Raemeses wohnenden, wie Glieder und Haupt, zusammen, und selbst deren in Raemeses mag keine geringe Anzahl gewesen seyn, sonst hätte wohl durch ihre Frohndienste nicht so viel ausgerichtet werden können; und erst, da die Distrikte des fruchtbaren Raemeses besetzt waren, zog sich die Menge mit ihren Heerden in die arabische Wüste. Alle wurden also der Herrschaft des Königs entrisen.

Selbst ein europäischer Geschichtschreiber, wann er in der Kürze hätte erzählen sollen, in der Moses erzählt, würde sich nicht bequemer haben ausdrücken können, würde die Stärke des Heers, das Moses führte, an keinem Orte bequemer haben bestimmen können, als gerade bey dem Zeitpunkte, wo nun Israel Aegypten verließ. Es war, daß die Anzahl an diese Stelle gesetzt wurde, nicht sowohl darum zu thun, das Wunder der Ausführung einer solchen Menge zu zeigen, als vielmehr auf Gottes außerordentlichen Segen an diesem Volke aufmerksam zu machen, das ungeachtet aller Bedrückungen in so kurzer Zeit zu einer zahllosen Menge gewachsen war. Und diesen Gedanken dem Leser recht gerade vor die Augen zu rücken, hat

hat Moses die zwey historische Data, deren Zusammenhaltung nothwendig darauf führen mußte, mit der feinsten historischen Kunst seiner Erzählung eingeflochten. Zu Anfang des Buchs, das die Geschichte des Ausgangs erzählt, wird aus dem vorhergehenden nochmals wiederholt, wie groß die Anzahl der nach Aegypten kommenden Israeliten gewesen sei, und da Israel jetzt Aegypten verläßt, wird sogleich auch der außerordentlichen Menge gedacht, die das Volk nun geworden sei. — Vielleicht istß noch passender anzunehmen, daß zwar der eigentliche große Versammlungsplatz in der Wüste Sin gewesen sei, daß aber unterwegs bei jedem Standlager und bei jedem Fortrücken eine Horde nach der andern zu ihnen gestoßen, bis endlich in der Wüste Sin die ganze Nation, das furchtbare Heer von 600000 Mann, mit allen, die zu seinem Gefolge gehörten, beisammen war. Die Stelle 2 Mos. 16, 1 giebt einige Wahrscheinlichkeit, daß Sin wenigstens einer der vorzüglichsten Versammlungsplätze gewesen sei, denn es heißt hier zum erstenmal: die ganze Gemeinde Israel. Aber eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit ist, daß Moses selbst bei dem Auszuge den Marsch noch nicht gewußt zu haben scheint, den er nach Palästina werde nehmen müssen, daß er nach 2 B. Mos. 14, 1. 2 erst auf einen ausdrücklichen Befehl Gottes seinen Marsch ändern muß, also vorläufig beim Auszuge die übrigen Stämme nicht an den Berg Sinai hin bescheiden kann, da er selbst noch nicht wußte, ob ihn der Weg zu dem Berge führen würde. Vielleicht aber hebt eine genauere Untersuchung auch diesen Zweifel, und wie viel ist dann nicht für die ganze Geschichte des Durchzugs gewonnen! Viel begreiflicher wird alsdann auch, wann sich die Hypothese bewähren sollte, wie es

Pharao wagen konnte, den Israeliten mit seinem Heer nachzujagen. Ein Heer von 60000 bewaffneten zu verfolgen, sie als Gefangene zurückbringen wollen, würde selbst, wann auch die Zahl der Wagen Pharaos stärker gewesen wäre, beinahe dem Einfall eines Rasenden gleichgesehen haben. Wann hingegen Pharao nur gerade auf diejenige rechnete, welche im buchstäblichen Verstande in seinem Lande waren, wann er aus dem vermeintlich falschen Marsche der Israeliten auch dieses schloß, daß sie nun etwa von den übrigen der Nation nicht so leicht würde Hilfe erhalten können, wann er überhaupt etwa nicht vermuthete, daß sich die ganze Nation in einen Haufen vereinigen werde, sondern daß sich nur die Stammhäupter derselben einen neuen bequemeren Wohnsitz suchen möchten, so hängt in der Geschichte alles viel genauer zusammen, so ist alles den Sitten jener Zeiten gemäßer, und nicht nur die Schwierigkeit wegen des Durchzugs durch das rothe Meer ist gehoben, sondern die noch stärkeren, welche sich in unmittelbar vorhergehenden Geschichten finden, fallen ganz hinweg. Dabei verliert aber die Größe der göttlichen Wundererrettung gar nichts; denn die Menge der Israeliten größer oder kleiner angenommen — bis zur Morgenwache gebot Gott dem Strohme nicht zu strömen; also vielmehr in der Zeit der gehemmten Meeresgewalt, als in der Menge der Hindurchziehenden liegt die Größe des Wunders. Denn indem wir berechnen, wie es möglich gewesen sei, daß über drei Millionen Menschen in einer Nacht hinübergekommen, so setzen wir ja voraus, daß dieses nicht zum Wundervollen gehöre, und gering war doch gewiß auch damals die Stärke des israelitischen Heers nicht. Es waren wohl, wie schon bemerkt worden ist, viele Tausende, die  
aus

aus Raemeses auszogen, und auf den drei großen Märschen von Raemeses bis Suchoth, von Suchoth bis Etham, von Etham bis Hachiroth mag noch manche Horde hinzugestoßen seyn. Wir erinnern uns keiner weitem beträchtlichen Schwierigkeit gegen diese ganze Vorstellungsart. Sie ist nicht bloß antideistische Ausflucht, wie so manche andere Versuche über die mosaische Geschichte; denn es ist ja berechnet worden, daß der Durchzug selbst eines drei Millionen starken Heers möglich gewesen wäre. Sie ist nicht spitzfindige Verfeinerung des Wundervollen, denn sie berührt das eigentlich Wundervolle gar nicht. Sie beruht nicht auf Modernisirungen, vielmehr liegen alle Gründe derselben in Vorstellungen, die jenen älteren Zeiten vollkommen angemessen sind; sie thut dem mosaischen Texte keine Gewalt an, sondern sie erklärt ihn nach eben den Gesetzen, nach welchen jeder billige Leser die Erzählung eines so alten Geschichtschreibers erklären wird. Wie viel sich doch noch immer aus einer recht lebhaften Vergewärtigung der besondern Umstände jener Zeiten lernen läßt? Die Bemühungen eines Pocock, Schaw, Niebuhr sind, wie man aus diesem Beispiel sehen kann, noch lange nicht hinlänglich benutzt, und wir scheinen bei den so mannichfaltigen Bearbeitungen der mosaischen Geschichte bey weitem noch nicht da zu seyn, wohin Jerusalem und Michaelis den Weg gebahnt haben.

Der zweite wichtige Versuch einer glücklicheren Erklärung betrifft Bileams Geschichte. Man hat aus seinem redenden Esel allerlei gemacht, und bey diesen allerlei Versuchen empfand man doch immer, daß es nur gerathen sei. Herr Abt Jerusalem erklärt Bileam geradhin für den größten Betrüger, die ganze Historie mit dem Esel und

mit den öfteren Offenbarungen des Jehovah für eine plumpe Erdichtung desselben, seine Prophezeiung bloß für Vermuthungen des klugen Kopfs, der die Umstände der beiderseitigen Völker wohl kannte, aus dem, was Israel schon gethan hatte, auf das schloß, was es künftig noch ausführen würde; und der Beschluß seines Orakelspruchs zeige deutlich genug, daß er oft selbst nicht gewußt habe, was er wolle, denn die geschicktesten Ausleger konnten diesem Beschluß keinen Sinn geben: Moses habe dies ganze Stück nur als ein unter den Moabitern gefundenes Fragment seinen Annalen eingerückt, weil doch wenigstens auch das daraus erhellte, welcher allgemeine Schrecken wegen Israels auf alle umliegende Völker damals gefallen sei. Moses konnte natürlicherweise nicht selbst bei diesen Begebenheiten seyn: er erzählt sie also bloß wie er sie von Moabitern empfing, und die Moabiter konnten dabei bloß auch die einzige Erzählung Bileams zur Quelle haben: denn bei der Geschichte mit dem Esel war niemand als Bileam und zween seiner Knechte, also Leute mit dem Handwerk verwandt, in das Handwerk des Propheten verslochten. Letztere sahen wohl auch den Engel nicht, weil dem Propheten selbst erst die Augen aufgethan werden mußten, bis er den Engel sehen konnte; und von den öfteren Offenbarungen und der unwiderstehlichen Gewalt der ihm geschehenen Inspiration konnte ohnedies niemand zeugen, als er selbst. Herr Abt Jerusalem glaubt auch in dem Stiele der drei hierher gehörigen Kapitel, und in der mangelnden genaueren Verbindung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden einen Grund zu finden, daß dieses Stück bloß eingerücktes Fragment sei, geradehin so genommen,

men, wie man es damals schon vorfand, eben so, wie Kap. 21, 27 mit einem amoritischen historischen Lied geschah. Nur der bemerkten Stielunähnlichkeit trauen vielleicht manche nicht gern, und auch die vermifste Verbindung scheint nicht so ganz zu fehlen, dann Kap. 31, 8 wird Bileams so gedacht, daß er fast nothwendig schon vorgekommen seyn muß. Vielleicht ist es ein wahrscheinlicherer Vermuthungsgrund für die Richtigkeit dieser Hypothese, daß in der ganzen Erzählung des abscheulichen Rathes nicht gedacht wird, welchen Bileam dem moabitischen Könige gab, daß von den Geschenken nichts vorkommt, die Bileam wahrscheinlich von Balack erhielt, sondern der Beschluß so gemacht wird, als ob er mit leerer Hand vom Könige geschieden wäre. Es scheint also die Erzählung von einem herzurühren, der für Bileams Ehre besorgt war, von einem Moabiter, der freilich nicht gestehen wollte, welche schändliche Mittel Balack ergriffen habe, um über Israel zu siegen. Moses sieht sich demnach gezwungen, an einem andern Orte gelegentlich nur mit ein paar Worten nachzuholen, was er dem alten Fragment selbst, um es unverändert zu lassen, nicht einrücken wollte.

So vorgestellt scheint nun alles für diese Meinung zu seyn; und die ganze Deutung der Sprüche, welche man bisher oft zum Theil als messianische Weissagungen annahm, scheint nach solchen Wendungen erklärt werden zu müssen, als hier geschehen ist. Nur die Stelle von Lobpreisung des Endes der Gerechten, und der Wunsch einer gleichen Hinfahrt könnte immer in seiner alten Bedeutung bleiben. Dies Volk, das Bileam hier so glücklich pries, sah er nothwendig als Lieblings-

Volk eines der mächtigsten Götter an, der ihm auch noch nach dem Tode sich mit gleicher Huld würde erweisen können. Ewige Seeligkeit eines gewissen ganzen Volks würde sich freilich jetzt kein Verständiger mehr wünschen, denn wir wissen gar zu gewiß, daß ewige Seeligkeit nicht Erweisung einer gewissen Prädilektion Gottes für ein gewisses einmal gewähltes Objekt seyn kann, sondern, daß sie auf eigene innere Beschaffenheit des Menschen sich beziehen muß, also wohl nie bei einem ganzen Volk, einem meistens so sehr gemischten Haufen statt haben kann. Aber so sah es wohl Bileam nicht an, wann er sich die Seeligkeit des Todes dieser Gerechten wünschte, so sahen es wohl selbst ein großer Theil der Juden lange Zeit nicht an, wann sie glaubten, schon bloß als Juden nach diesem Leben Vorzüge zu genießen. Diese so alte Spur des Glaubens an Fortdauer nach dem Tode, selbst ausser den Gränzen Israels aufgefunden, scheint also noch immer als dasjenige gerettet werden zu können, wofür man sie bisher hielt: doch laßt uns überhaupt auch das Blatt umschlagen, und sehen, ob wir uns nicht in neue Netze verstricken, indem wir das alte zerrissen zu haben glauben. Moses hat die Geschichte Bileams selbst geglaubt, wenigstens bei einer sehr wichtigen Gelegenheit gegen die Israeliten so davon gesprochen, daß er Gottes unveränderliche Treue und Allmacht, welche er bei Balacks gottlosen Versuchen bewies, zum Beweggrunde nahm, ihnen die Beobachtung der göttlichen Gesetze einzuschärfen. (5 B. Mos. 23, 4.) Den meisten nun, die sich mit Mosiß Charakter recht vertraut gemacht haben, wird es unmöglich seyn, sich denselben als den Mann zu denken, der sein Volk gegen eigener Ueberzeugung durch ein passendes Märchen leitete, der dem Je-

hova etwas zuschrieb, das Jehova nicht gethan hatte, etwas als besondere Beweise der Treue Jehovas angab, wo er doch keinen besondern Beweis gegeben hatte. Den meisten mit Moses Geschichte recht Vertrauten wird Moses nicht als der Mann vorkommen, der sich durch solche geschriebene oder ungeschriebene Märchens anderer Völker hintergehen ließ. Er hatte sich in Aegypten von Göttergeschichten so viel müssen vorlügen lassen, daß es wohl wahrscheinlicher wäre, wann er sich als Pyrrhoniste, als wann er sich allzu leichtgläubig zeigen sollte. Das letzte stärkste Argument des Einwurfs geht am Ende darauf hinaus, daß eine solche Geschichte ganz wider alles göttliche Deforum wäre. Aber vom Deforum göttlicher Erscheinungen, über Wahrscheinlichkeit, ob es Jehova gewesen seyn könne oder nicht, möchte auch wohl Moses, wär' es auch nur wegen seiner Erfahrungen, zuverlässigerer Richter seyn, als wir. Manche glauben vielleicht die Geschichte des redenden Esels von der übrigen Geschichte trennen zu können, in dem sie annehmen, bloß die Geschichte der Orakel-Sprüche bestätige Moses in der angeführten Stelle; die Unwahrheit des übrigen aber, was sich auf dem Wege zugetragen haben sollte, zu widerlegen, sei eben so wenig seine Sache gewesen, als er bei den Wundern der ägyptischen Zauberer zu erinnern nöthig gehabt habe, daß alles bloß Gaukelei war.

Die Waage scheint uns durch diese Gegengründe ziemlich ins Gleichgewicht gezogen worden zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)



**Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, von Gott- hold Ephraim Lessing. 1779.**

---

Die Werke eines Lessings können nicht würdiger gelobt werden als durch öffentliche Ausstellung. Sie sind es werth, wie die Werke der Alten benutzt, und nicht nur Studium des Lehrlings der Kunst, sondern auch des Meisters zu werden: denn selbst das geübtere Auge von diesem kann noch Schönheiten an ihnen absehen, die auch nach dem Studio von jenen ihm noch neu sind. Aber auch ohne Rücksicht auf die Gerechtigkeit, die Herrn Lessings Werke fordern können, machen die Bedürfnisse unseres Zeitalters solche Ausstellungen nothwendig. Ein Schwarm dramatischer Schriftsteller, wie noch keiner über ein armes Land herfiel, hat unser Vaterland, wir wissen nicht um welcher Sünde willen, so plötzlich heimgesucht, daß unsre Polizei nicht Zeit hatte, die gehörige Anstalten dargegen zu machen, wie sie sonst ohne Zweifel so gut, als gegen Heuschrecken, Raupen und anderes Ungeziefer gethan haben würde. Die unseelige Fruchtbarkeit der Geschöpfe dieser Gattung, die durch nichts eingeschränkt wurde, hat sich daher auch hier in vollem Maaß geäußert, und überschwemmt uns noch jede Messe mit einer Menge von Trauerspielen, Lustspielen und Singspielen, deren bloßer Anblick der ekelhafteste Beweis von der Leichtigkeit ist, mit der ihre Urheber ge-

gebühren. Die meiste darunter verrathen eine so unbegreifliche Unwissenheit in den ersten Grundsätzen der Kunst, und eine so ganz unfehlbare Hartnäckigkeit in Rücksicht auf die natürlichsten Gesetze des Schönen und Wahren, daß man auf dem ersten Blick Bildung ihres Geschmacks für eine physisch unmögliche Sache erkennen muß; aber bei einigen andern scheint doch noch Hoffnung übrig zu seyn, wann sie sich nur der kleinen Bemühung unterziehen wollten, erst die Grundsätze der Kunst von der Natur zu lernen, und von ächten Mustern abzugeben, ehe sie sich selbst an die Arbeit machen. Freilich stand ihnen bisher die Kleinigkeit im Wege, daß das Studium dieser Grundsätze ein wenig mehr Philosophie erforderte, als in ihren Brausköpfen Raum hatte, und daß die besten Muster meistens in einer Sprache geschrieben waren, zu deren Erlernung sie niemals Geduld genug zusammenbringen konnten; aber dafür hatten ihnen auch unsere Kamler und Sulzers das erste so leicht gemacht, als sich nur machen ließ, und Emilia Galotti war in ihrer Muttersprache geschrieben, wie jetzt Nathan der Weise. Auch diese Entschuldigung wäre ihnen also abgeschnitten, weil aber doch noch etwas mehr als nur Kenntniß der Sprache dazu gehört, um aus Lessings Werken die Grundsätze der Kunst und die Gesetze des Schönen abzugeben, so mag es nicht überflüssig seyn, wenigstens nicht bei allen, wann sie erst durch ein Beispiel belehrt werden, wie sie dabei verfahren müssen. Vorzüglich in dieser Rücksicht werden wir jetzt dies neue Werk Herrn Lessings zerlegen, und Stück für Stück zu zeigen suchen, warum er die Anlage des Ganzen und die Zusammensetzung der Theile gerade so und nicht anders einrichtete, und aus welchen sehr natürlichen

chen.

gen Gründen er seine Personen ganz anders denken, sprechen und handeln ließ, als sie in einem dramatischen Werk von Herrn Möller, Wagner, Lenz, Klinger, und wie die Herren weiter heißen mögen, gedacht, gesprochen und gehandelt haben würden. Nathan, ein Jude von Geburt, aber ein Mann von dem edelsten Herzen und dem hellsten Kopfe, dem sein Volk eben deswegen den Namen des Weisen beilegte, hatte ein Christenmädchen in seinem Haus auferzogen, das ihm einer seiner sterbenden Freunde, ein deutscher Ritter, anvertrauet hatte. Um des Vaters willen, der ihn mehr als einmal in den traurigen Kriegen, die damals Palästina verwüsteten, dem Tode entriß hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Bewahrung des kostbaren Pfandes, das ihm anvertraut war. Aber bald sieng er an, das Mädchen um ihrer selbst willen mit aller Wärme eines wirklichen Vaters zu lieben, da der glücklichste Erfolg die Mühe mehr als belohnte, die er auf die Bildung des edlen Geschöpfs verwandt hatte. Eben die Grundsätze einer allgemeinen alle Menschen umfassenden Liebe, die nicht erst nach Sekte, Stand und Vaterland fragt, ehe sie anfahet, eben diese Grundsätze, die er selbst ausübte, ungeachtet falscher Religions-eifer rings um ihn her wütete, und ihn selbst das liebste, was er besessen hatte, kostete, hatte er tief dem fühlenden Herzen des Mädchens eingepägt, ohne sie in den besonderen Grundsätzen irgend einer Religion zu unterrichten, als der natürlichen, die er glaubte, und der jüdischen, die er bekannte. Zwar that eine Christensclavin, die er seiner Necha von Kindheit an zugegeben hatte, alles, was sie konnte, um ihr die Lehren des christlichen Glaubens anzupreisen, weil sie, die es wußte, daß Necha die Tochter eines Christen war,

es unmöglich gleichgültig ansehen konnte, daß sie als Jüdin erzogen wurde; aber entweder waren die Gründe der guten Daja zu schwach, oder die Gründe Nathans zu stark, da sie noch überdies durch Liebe und Dankbarkeit unterstützt wurden; Recha fand wenigstens immer, daß die Grundsätze ihres Vaters mehr mit ihrem eigenen Herzen übereinstimmten, und ihr Vater war weise genug, den Hang zur Schwärmeren, den er bei ihr wahrnahm, und den ihre Daja nur zu sehr unterhielt, theils unvermerkt zu schwächen, theils zum Vortheil seiner Grundsätze zu benutzen. Auch zeigte sich bald die Wirkung davon, denn der Gegenstand der ersten und der innigsten Liebe Rechas war Beweis genug, daß ihre Neigungen nicht nach Stand, Vaterland und Religion fragten, war ein junger gefangener Tempelherr, dem der edelmüthige Saladin, der damals in Jerusalem herrschte, das Leben geschenkt hatte. Der Tempelherr war es aber werth, dann er hatte sie aus den Flammen gerettet, die in ihres Vaters Hause ausgekommen waren; er hatte sich nachher mit dem Edelmuth eines ächten Ritters, der freilich etwas von dem Troze annahm, der dem Unglücklichen eigen ist, ihrer Dankbarkeit entzogen, er hatte sich geweigert, sie nur einmal zu sehen, weil er von einem Judenmädchen nicht verstrickt werden wollte, dem er so wenig, als ihrem Vater edle Gesinnungen und eine aufgeklärtere Denkungsart zutraute; und dies trieb, wieder seine Absicht, des lieben Mädchens Dankbarkeit bis zur Schwärmeren, in der sie währte, daß ihr Engel des Tempelherrn Gestalt angenommen, und sie gerettet habe, aber dies verstärkte auch in Rücksicht auf ihn selbst den ersten Eindruck, den Rechas Anblick auf ihn machte, da er sich von Nathan dazu bringen ließ,

ließ, sie zu sehen, auf eine unglaubliche Art. Der feurige junge Mann konnte der Leidenschaft nicht widerstehen, die Rechas erster Blick in ihm erweckte: er floh zwar von ihr, aber nur zu Nathan, um sie von ihm zu erhalten. Nach den Aeußerungen Nathans bei ihrer ersten Zusammenkunft zweifelte er nicht, daß der Mann, der so edel und so hell dachte, der alle Menschen mit Bruderliebe umfaßte, der ihm selbst das Leben schuldig zu seyn bekannt hatte, nun mit Freuden seine Einwilligung zu Rechas und zu seinem Glück geben würde, aber der weise Nathan war nicht so feurig als der Ritter. Er wies ihn zwar nicht ab, allein er wich der Antwort aus, fragte nach des Ritters Geschlecht, wegen dem er bereits einige Vermuthungen hatte, die einen wichtigen Einfluß in die Sache haben konnten, wollte dies weiter untersuchen, und machte durch diese kaltscheinende Aufnahme den jungen Trutzkopf, der sich ihm mit Leib und Seel in die Arme hatte werfen wollen, so unwirsch, daß er kaum mehr wußte, was er that. Er stampte, und schmähte, wollte jezt das Mädchen fahren lassen, jezt sie ihrem Vater abtrotzen, und siehe da! in diesem Augenblicke des Unwillens führte sein böser Genius die einfältige Daja zu ihm, die ihm aus guter Meinung das Geheimniß ins Ohr flüsterete, daß Recha nicht Nathans Tochter, sondern eine gebohrne Christin sei, die aber Nathan als Jüdin erzogen habe. Nun war sein Grimm auf den höchsten Grad, er sah in Nathan gar nichts mehr als den verächtlichen Juden, der Christenkinder stiehlt, um Juden daraus zu machen, hielt sich alles gegen ihn erlaubt, und begieng die Schwachheit, sich selbst an den Patriarchen in Jerusalem zu wenden, in der Hoffnung, durch diesen die Auslieferung des Christenmädchens zu erzwin-

zwingen. Dieser Schritt hätte für Nathan sehr schlimme Folgen haben können, wenn nicht zum Glück eben dadurch die Entdeckung, die den Knoten löst, beschleunigt worden wäre: denn nun, da sich auch Saladin ins Mittel schlug, kam es heraus, daß Recha und der Tempelherr Kinder eines Vaters, und dieser Vater Saladins Bruder, der verlorhrne Assad war, den die Liebe zu ihrer Mutter, einer hübschen Christendame, nach Deutschland hinübergetrieben hatte. Saladin, der vorher dem Tempelherrn eben wegen seiner Aehnlichkeit mit Assad, die er in seinen Zügen bemerkte, das Leben geschenkt hatte, erkannte freudig seinen Neffen, die Heirath hob sich von selbst auf, und Nathan bekam zwei Kinder anstatt eines einzigen.

Dieser kleinen, so einfachen, so wenig verwickelten Geschichte bediente sich Herr Lessing, um in einer aneinander hängenden Reihe verschiedener Handlungen, die sich alle auf eine einzige beziehen, den Sieg der Vernunft und der Tugend über den falschen Religionseifer vorzustellen. Es ist aus allem sichtbar, daß dies seiner Absicht nach gleichsam das Thema des Stücks seyn sollte; also muß die Anlage des Ganzen und die Zusammensetzung der Theile nur nach diesem beurtheilt werden.

Es ist nicht Noth, erst anzumerken, daß Zeit und Ort und die Personen der Handlung zu diesem Endzwecke nicht schicklicher hätten gewählt werden können. Ein glücklicher Einfall hätte auch einem geringeren Dichter, als Lessing ist, diese Wahl eingeben können, aber nur Lessing konnte diese Umstände so benutzen, wie er in der Ausführung seines Sujets gethan hat: denn kein gering-

gerer Dichter würde auf diese Art der Ausführung gefallen seyn, oder diese Art gewagt haben.

Wenn ein Preis auf die beste dramatische Bearbeitung dieses Gegenstandes von irgend einer Theaterdirection gesetzt, und alle Köpfe und Hände unserer Dichter dadurch in Bewegung gebracht worden wären, so stehen wir dafür, daß alle zusammen wenigstens in diesem Stück der Behandlung übereingekommen seyn würden, den Sieg der Vernunft über den falschen Religionseifer so schwer zu machen, als ihnen nur möglich gewesen wäre. Sie würden auf den leidenden Weisen, den Mann, der noch verfolgt die edlen Grundsätze allgemeiner Duldung, der noch gehaßt den wirklichen Glauben an die allgemeine Menschenliebe des Gottes, den er anbetet, der noch vom Laster unterdrückt das göttliche Mitleiden mit irrenden Mitgeschöpfen behält, sie würden uns mit einem Wort zuerst einen Gegenstand des Mitleidens gezeigt haben, um uns desto sicherer zum Gefühle der höchsten Bewunderung zu erheben. Ihr Nathan hätte noch vor unsern Augen den schweren Kampf der durch Unglück erbitterten Vernunft und durch Leiden weicher oder härter gewordenen Tugend, den schweren Kampf gegen Menschen, die er verachtet, und den noch schwerern gegen Menschen, die er geliebt hätte, auskämpfen, hätte sich erst durch wirklich große Handlungen und durch unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten unsere Hochachtung und unsere Liebe erkaufen müssen, ehe wir ihn siegend und belohnt hätten sehen dürfen. Diese Anlage scheint auf den ersten Blick so natürlich, scheint auf den ersten Blick dem Gange unserer Empfindungen so gemäß, scheint so sicheres Mittel zu Hervorbringung der verlangten Wirkung,

fung, daß man schwerlich an eine andere denkt, und schwerlich eine andere erwartet: aber doch fand Herr Lessing nicht für gut, seinen Gegenstand auf diese Weise zu bearbeiten. Der Weise, den er uns zeigt, hat schon ausgekämpft, hat schon alle Hindernisse überwunden, wird uns bei seiner ersten Erscheinung als Gegenstand unserer höchsten Hochachtung angekündigt und vorgestellt, wird auf keine Probe mehr gesetzt, die ihm nach unserer eigenen Erwartung schwer werden könnte, und macht so, wie er vor uns steht, nicht die geringsten Ansprüche auf unser Mitleiden. Ausser dem kommt im ganzen Stücke nicht eine einzige jener schauerlichen Handlungen vor, an welchen unsere neuere Dichter so viel Freude haben, keine Scene, die uns wider unsern Willen zur Empfindung aufreißt, kein Auftritt, der uns nur unerwartet und unbereitete überraschte: kein Mensch ersticht sich, und was noch schlimmer ist, kein Mensch darf fürchten, erstochen zu werden: denn man lacht selbst über den Patriarchen, der einmal vom Verbrennen spricht: das Ganze ist ruhiges, ist stilles Schauspiel für die Vernunft, und doch nimmt das Herz jedes fühlenden Menschen mehr Antheil daran, und doch bringt es größere und stärkere Wirkung hervor, als noch keines jener Stücke gehabt hat, die eigentlich, wie ihre Verfasser sagen, für das Herz geschrieben sind. Aber es war natürlich, daß es so kommen mußte.

Da Herr Lessing keine andere Absicht hatte, als der Tugend seines Helden, die sich unter den ungünstigsten äusseren Umständen über alle Vorurtheile eines allgemeinen herrschenden falschen Religionseifers weggeschwungen hatte, die höchste Bewunderung zu verschaffen, so konnte er sie nicht

gewisser als auf diesem Wege erreichen. Es ist durch tausend Erfahrungen bestätigte und aus der Natur unserer Seele leicht erklärbare Wahrheit, daß das Gefühl der Bewunderung, dessen wir uns bei dem Anblicke ächter Tugend nicht erwehren können, nach dem Verhältniß seiner Reinigkeit steigt. Je reiner, das heißt, je weniger es mit andern Empfindungen vermischt ist, je gewisser es bloß durch die Tugend selbst, und nicht durch Verzierungen der Tugend oder andere Umstände erregt, je weniger es gleichsam dem Mitleiden abgebetelt oder von dem Erstaunen ertrozt ist, desto höher, desto inniger, desto empfindbarer wird es gewiß in jeder Seele, die nur überhaupt Tugend zu fühlen im Stande ist. Jene Nebenumstände, durch welche oft der Dichter seinen Zweck erreichen muß, jene Nebenwege, durch die er uns oft zum Ziele führen muß, schaden immer, wenn gleich oft unbemerkt, der Würkung, und vermindert immer das ächte Gefühl, das erregt werden sollte, wenn gleich die Summe unserer Empfindungen überhaupt dadurch vermehrt wird. So erregt vielleicht der Anblick der leidenden Tugend mehr Empfindungen, aber nicht jenes hohe unverfälschte Gefühl, das die Tugend durch ihre eigenthümliche Schönheit hervorbringt. Wir werden vielleicht stärker erschüttert und heftiger bewegt, wann wir sie gegen Schwierigkeiten anstrebend, mit Hindernissen kämpfend, oder von unverschuldetem Unglück niedergedrückt erblicken: denn jede Empfindung unseres Herzens trägt dann das ihrige dazu bei; aber wir haben nicht das süße, das wollüstige, das eigentlich himmlische Gefühl, das allein ihr ruhiger Anblick, das allein ihr unumwölktet aber auch ungeschminktes Antlitz in alle Herzen strahlt. Diese Erfahrung war es, die vermuthlich Herrn

Lesing

Lessing bewog, in seinem Stücke meistens nur solche Augenblicke der Darstellung zu wählen, welche diese Wirkung ganz hervorbringen mußten. Er mahlt uns nicht handelnde Jugend, er giebt ihr keine Stellung, die ihre Schönheit erhöhen oder sichtbar machen, er stellt nichts daneben, das mehr Licht auf sie zurückwerfen sollte, sondern er mahlt uns das Urbild der Jugend, bei dessen Anblick jeder ausruft: das ist sie! und jeder im voraus weiß, wie sie in jeder Lage, und unter allen möglichen Bestimmungen handeln wird. Von den zwei ersten Aufzügen an verlangt auch niemand mehr Nathan handeln zu sehen; nur auf die Schönheit des Bildes ist unser Blick, unser Herz und unsere Aufmerksamkeit geheftet, das jetzt schon so ganz vollendet vor uns steht.

Und nun hätten wir also eine Erfahrung weiter, daß vollkommene Charakterstücke, wann wir sie so nennen dürfen, mehr Wirkung thun als historische; aber auch nur eine weiter ist schon Vortheil genug, da wir so wenige haben. Dieser Mangel ist indessen nichts weniger als wunderbar; denn da unglaublich mehr Kunst dazu erfordert wird, Charaktere so zu zeichnen, daß wir mit ächter Theilnehmung dabei verweilen können, wenn gleich keine Handlung mit ins Spiel kommt, die uns eigentlich dazu nöthigte, als der Dichter nöthig hat, der seine Charaktere unter dem Handeln sich gleichsam selbst vor unsern Augen zeichnen läßt; so erklärt sich von selbst, warum sich immer nur die wenigsten daran wagen werden. Und dem Himmel sei auch dafür gedankt, denn die mißrathene Stücke dieser Art in eben dem Grade ekelhafter als andere seyn müssen, in dem sie bei glücklicher Ausföhrung vortreflicher werden können, so würde es

selbst die Geduld unseres Publici unmöglich aus-  
halten können, wenn unsere Schauspielmacher es  
leichter finden sollten, Charaktere zu zeichnen als  
Handlungen zu erdichten.

Herr Lessing aber hat durch die Zeichnung sei-  
ner Charaktere und durch einige andere Kunstgriffe,  
die ebenfalls bemerkenswürdig sind, nicht nur  
einer ganz einfachen Handlung das höchste In-  
teresse zu geben, sondern auch jene Wendung,  
welche die ganze Absicht des Stücks erforderte, un-  
geachtet sie dem Interesse der Handlung etwas zu  
benehmen schien, so zu benutzen gewußt, daß selbst  
dadurch die abgezielte Wirkung noch vergrößert  
werden mußte. Die Liebe eines Tempelherrn zu  
einem Judenmädchen, und umgekehrt die Liebe  
eines Judenmädchens zu einem Tempelherrn; um  
welche sich die ganze Handlung des Stücks zu dre-  
hen scheint, könnte im Grunde nicht so wichtig seyn,  
daß nothwendig jedermann daran Theil nehmen  
müßte, da in der Dichterswelt ohnehin junge Tem-  
pelherrn und Judenmädchen nie so weit von ein-  
ander entfernt sind, als sie es ehemals in der  
wirklichen seyn mochten, also hätten, wie es  
scheint, wenigstens die Umstände so angelegt wer-  
den müssen, daß die Theilnehmung dadurch ver-  
stärkt worden wäre; aber gerade die Anlage der  
Umstände, die Herr Lessing wählte, scheint ihr auf  
den ersten Blick nachtheilig werden zu müssen.  
Nicht einmal eine Schwierigkeit, welche der Rede  
werth wäre, nicht einmal ein Hinderniß, das uns  
für die beide liebende Hauptpersonen etwas be-  
fürchten ließe, scharft unsere Aufmerksamkeit oder  
vermehrt unsere Theilnehmung. Wir wissen schon,  
ehe es der Ritter erfährt, daß Nathan nicht der  
Mann seyn kann, den Rücksicht auf Religion, Va-  
terland

terland und Orden bewegen könnte, die Hand seiner Recha demjenigen zu versagen, dem ihr Herz bereits entgegengesogen war; wir können uns besser als der Tempelherr den Grund der weisen Zurückhaltung erklären, mit welcher er seinen ersten Antrag aufnahm: denn wir vermuthen im voraus von dem weisen Nathan, daß er mit mehr Mäßigung verfahren werde, als ein junger, schwärmender Liebhaber, wir sehen in seiner Antwort nichts von allem dem, was der brausende Truzkopf darin fand, und lächeln höchstens über den Mißverstand, dessen Auflösung wir bereits entgegensehen, so wie dem Ende der ganzen Handlung, die für uns einen völlig geraden Gang, einen ganz ebenen Weg geht. Daher empfinden wir nie im ganzen Stücke jenes Herzklopfen der ängstlichen Erwartung, nie jenes Zittern einer durch Schrecken vorbereiteten Freude, nie jenes küzelnde Vergnügen einer erfüllten Ahndung, oder einer unvor-gesehenen Ueberraschung, und überhaupt fast keine jener Regungen, durch deren Hervorbringung uns sonst der Dichter Theilnehmung an alltäglichen Handlungen abzwängen oder abschmeicheln kann. Und doch ist wohl nie wärmere Theilnehmung erregt worden, als wir gleichsam freiwillig diesem Nathan, dieser Recha, diesem Tempelherrn und allen ihren Handlungen zugestehen: und doch ist wohl nie eine angenehme Empfindung zu diesem Grade eines daurenden Vergnügens erhöht worden, in dem sich die unsrige immer von Anfang bis zum Ende des Schauspiels erhält. Und woher kann dies anders kommen als daher, weil es so gute, so vollendete Menschen sind, in deren Gesellschaft der Dichter uns bringt, weil dieser Nathan ein so wahrhaftig edler Mann, diese Recha mit ihrem Herzen voll Liebe ein so vortrefliches Mädchen, die-

fer Tempelherr mit seinem Kreuzkopfe so tapfer, so bieder, so großmüthig und so treu ist, weil alle diese Geschöpfe so natürlich und doch so sonderbar, sich so gleich und doch so unterschieden, so ungeschönt und doch so originell, so menschlich und doch so gut sind, weil mit einem Wort unser Herz die handelnde Personen lieben, also natürlich den wärmsten Antheil an ihren Handlungen nehmen muß. Dies ist die ächte Quelle der Rührung bei jeder dramatischen Darstellung: dies ist das erste aber immer untrügliche Mittel, das in den Händen des Meisters, aber auch nur in diesen, gewiß die abgezielte Wirkung hervorbringen, und ihm die meisten andern Kunstgriffe entbehrlich machen wird, die ohnehin nie anders als in Verbindung mit diesem wirken können. Sie mögen freilich oft gut seyn, uns in einem Wirbel erschütternder Empfindungen herumzudrehen; aber nicht dies Umwirbeln unserer Empfindungen, sondern Anlage eines dauernden Zustands angenehmer Empfindungen (es giebt auch schmerzhaft angenehme —) muß der Zweck des Dichters seyn, der allein diesen Namen verdient; und nur durch dies Mittel wird dieser Endzweck erreicht.

Herr Lessing hat indeß andere Kunstgriffe nicht verschmäht, durch die er die theilnehmende Empfindung seiner Leser zu verstärken oder immer gleich zu erhalten hoffen konnte. Unter diese gehört vorzüglich die Anlage der Charaktere, die er zum contrastiren wählte. Die Einschiegung kleiner Handlungen, die sich nicht gerade auf die Haupthandlung beziehen, aber ihre Wirkung vorbereiten oder unterhalten, und besonders die klügste Vertheilung derjenigen wirkenden Kräfte, durch welche, wann wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, unsere Em-

Empfindung immer im Gleichgewicht erhalten wird. Darüber können wir nicht umhin, noch einige Anmerkungen zu machen!

Contrastirende Charaktere — tausendmal ist schon gesagt worden — dürfen einander nicht unmittelbar entgegengesetzt seyn, das heißt, nicht so hart gegen einander abstechen, daß der eine gerade das Gegentheil des andern zu seyn scheint; aber wann der Abstich zu sanft wird, so ist auch nicht immer vortheilhaft. Es ist eine so feine Gränzlinie dazwischen, daß sie nur mit sehr großer Aufmerksamkeit getroffen werden kann, und vielleicht nur Lessing konnte es gelingen, sie so zu treffen, daß Aehnlichkeit und Unterschied seiner Charaktere beinahe gleich sichtbar werden mußte. Auf den ersten Blick glaubt man wohl den Unterschied nicht zu bemerken. In Hauptzügen, die zuerst auffallen, kommen Nathan und sein Dervisch, und Saladin und der Tempelherr, und der Klosterbruder und Sitta und Recha beinahe völlig überein, wann man nur den Unterschied abrechnet, den Alter, Stand und Geschlecht nothwendig hervorbringen muß; aber bei näherer Beobachtung wird man mit dem angenehmsten Erstaunen nicht nur sehr wesentliche, sondern auch sehr künstlich angelegte Verschiedenheiten gewahr, die nur desto mehr wirken, je feiner sie versteckt sind. Dieser Nathan ist nicht nur überhaupt ein anderes Wesen als Saladin und der Tempelherr, wenn gleich alle drei vortrefliche Menschen sind; diese Recha ist nicht nur ein anderes Geschöpf als Sitta, wenn man gleich zweifelhaft wird, welche von beiden unserer Liebe am würdigsten sei; sondern jedes dieser Gesichter hat wenigstens einen Zug, mit dem ein anderer in

einem andern Gesichte absichtlich contrastirt. Jeder Figur beinahe steht eine andere gegenüber, die nur deswegen da zu stehen scheint, um jene zu heben, und von ihr gehoben zu werden, jedem Charakter entspricht ein anderer, der ihn in ein vortheilhaftes Licht setzt, ohne selbst von ihm verdunkelt zu werden; und dies allein trägt zu der Wirkung des Ganzen unglaublich viel bei. Die Hauptempfindung, die erregt werden sollte, Liebe und Bewunderung, wird dadurch immer lebhaft erhalten, indem sie nie unter einem gewissen Punkte herabsinken, aber über diesen Punkt hinaus in unterschiedenen zwar unbestimmbaren aber doch immer fühlbaren Graden steigen und fallen kann. Dies Schweben unserer Empfindung erhöht nun nicht nur das Vergnügen, das die Empfindung selbst gewährt, sondern es ist nothwendig, um sie dauernd zu erhalten, weil sie sonst immer, trotz allem, was der Dichter thun könnte, unter jenen Punkt herabsinken würde, unter dem sie aufhört, angenehme Empfindung zu seyn. Dies durfte aber Herr Lessing so wenig befürchten, daß er sogar nichts dabei wagte, da er mitten in die Gesellschaft seiner guten Menschen ein Wesen von ganz anderer Art einführte, das unter andern Umständen alles hätte verderben können. Zwar erregt es Abscheu, dies Verächtlichste aller Geschöpfe, zwar haßt unsere ganze Seele den niederträchtigen und blutdürstigen Patriarchen, aber es ist dafür gesorgt, daß unser Abscheu und unser Haß den herrschenden Empfindungen des Stücks nichts von ihrer Stärke benehmen — es ist dafür gesorgt, daß sie uns unser Vergnügen nicht verbittern können. Eines Theils müssen wir die Kunst bewundern, mit der das häßliche Gesicht gezeichnet ist: denn man sieht den di-

den,

den, rothen Prälaten vor sich, der sein abscheuliches: „Thut nichts! der Jude wird verbrannt!“ — durch die Nase hervorschraubt, und auf der andern Seite hat Herr Lessing die Sache so eingerichtet, daß wir nicht sehr viel für Nathan vor ihm zu fürchten haben. Wir kennen bereits Saladin zu gut, als daß uns für den Folgen eines unmächtigen Patriarcheneifers sehr bange seyn könnte, und dies macht, daß wir ihn mit mehr Gleichgültigkeit beobachten, mit kühlerem Blute hassen, und uns doch dabei ungestört dem ersten Gefühle der Liebe und der Bewunderung überlassen können, dem wir uns so ungern entreißen würden.

Wenn aber ja auch bei einigen Lesern der Patriarch zu viel Galle erregt haben sollte, so werden sie gewiß wieder zu ihrer ersten Empfindung zurückkommen, ehe sich noch ihre Galle damit vermischen kann; denn Herr Lessing hat die wirkenden Kräfte seines Stücks mit solcher Klugheit vertheilt, daß immer ein stärkeres Gegenmittel schon bei der Hand ist, wenn ja wieder seine Absicht sich zuweilen etwas verschieben sollte. Diese Vertheilung der Springfedern in einem Stück — man verzeihe uns den Ausdruck — ist immer, wo sie sich auch finden mag, Kennzeichen des Meisters, denn sie ist eines von den Geheimnissen der Kunst, in das sie keinen Lehrling einblicken läßt. Unsern meisten Dramenpfuschern scheint es gar nicht einmal zu ahnden, daß es ein solches Geheimniß geben könne, aber das ist freilich auch kein Wunder. Sie sind so wenig gewohnt, irgend etwas Schönes und Wahres, wenigstens etwas ausgezeichnet Schönes selbst zu denken, daß sie sich nicht erst lang in der ersten Freude darüber besinnen können, ob es auch am rechten Orte angebracht ist,  
wann

wann ihnen ja einmal der Himmel aus Gnaden so etwas aufstoßen läßt. Nur der Dichter, der sich seines Reichthums bewußt ist, kann auf eine kluge Art damit sparen: denn nur er kann die Nothwendigkeit einer solchen Sparsamkeit fühlen. Nur er weiß, daß es fehlerhaft ist, Schönheiten zu nahe zusammen zu drängen, weil sie sich selbst durch die Nähe schaden können: nur er weiß, daß selbst die angenehmste Empfindungen, die er hervorbringen könnte, immer aufgefrischt werden müssen, weil bloß die längere Verharrung der Seele in einer Lage, auch ohne eine andere mitwirkende Ursache einen Abfall der Empfindung bewirken kann, der dem Zwecke des Dichters oft nachtheiliger ist als Uebergang in eine widrige; also ihm wird es immer eben so sehr darum zu thun seyn, seine Schönheiten nur am gehörigen Orte anzubringen als zu erfinden. Wir könnten in Herrn Lessings Stück von Anfang an bis zum Ende hinaus die Spuren dieser Sorgfalt verfolgen, mit der alles, was wirken sollte, gerade so geordnet ist, daß es nur zu der für die Absichten des Dichters bequemsten Zeit und auf die vollständigste Art wirken kann; aber es mag genug seyn, ein Beispiel — freilich das auffallendste — anzuführen. Selbst Herr Lessing hat schwerlich jemals etwas rührenderes gedichtet, als die Erzählung Nathans S. 216. von den Umständen, unter denen er das Pfand seines sterbenden Freundes, die kleine Recha aus den Händen des Klosterbruders empfing. An jedem Ort würde uns diese Stelle, die den höchsten Zug in Nathans Bilde so anschaulich macht, Thränen der innigsten Empfindung abgezwungen haben; aber daß sie erst hier vorkommt, da wir glauben, daß es unmöglich sei, stärker für den Mann eingenommen zu werden, daß sie erst hier

hier vorkommt, da unsere Empfindung, noch ehe wir wissen, was Nathan erzählen wird, schon durch die seinige so geschickt vorbereitet ist, dies giebt ihr den höchsten Grad von Stärke, den nur irgend eine Dichtung erreichen kann.

Nach diesen Betrachtungen über Herrn Lessings Nathan würde es nun sehr komisch lassen, wenn der Verfasser noch die Rolle des Kunstrichters spielen, und Herrn Lessing die Fehler zeigen wollte, die er seiner Einsicht nach begangen habe, aber er fühlt keinen Beruf dazu. Freilich mögen seine Betrachtungen etwas langweiliger seyn als eine Moderecension, aber er hält gerade dies für das Unglück unserer Litteratur, daß es unsere jungen Künstler langweilig finden, über Werke, nach denen sie sich bilden sollten, Betrachtungen anzustellen.

---

Physiognomische Reisen. Voran  
ein physiognomisches Tagebuch. Hestweise  
herausgegeben. Altenburg. 1778. 1779.

I. 2. 3. Stück.

---

Ungeachtet sich die Verfasser dieser periodischen Schrift weder das Ansehen gegeben, noch die Absicht gehabt haben, ein eigentliches Revisionsgericht über die Urtheile anzustellen, die von unsern tausend competenten und incompetenten Richtern

tern erſter und zweiter Inſtanz über litterariſches Machwerk gefällt werden, ſo kommen doch zuweilen Fälle vor, in denen es beinahe unmöglich iſt, der Verſuchung dazu zu widerſtehen. Daß nur allzuoft etwas menſchliches dabei mitunterläuft, Daß es den Beißern dieſer litterariſchen Schöpſpenſtühle nur zu oft wie den Beißern anderer Schöpſpenſtühle begegnet, ihre Urtheile im Schlaf oder wenigſtens ohne gehörige Einſicht der Acten abzuſaſſen, Daß ſie nur zu oft tadlen, wo ſie loben, und loben, wo ſie tadlen ſollten; dieß geſtehen ſie ſelbſt mit guter Art, ſo oft von ihren Collegen, und nur nicht unmittelbar von ihnen ſelbſt die Rede iſt: aber man müſte ſehr Neuling ſeyn, um ſich noch daran zu ſtoßen, und im Grunde iſt auch die Unbequemlichkeit, die daraus entſpringt, viel zu klein, um das geringſte Aergerniß darüber zu rechtfertigen. Das Lob eines Kunſtrichters — oder vielmehr das Lob eines Recenſenten hat noch kein ſchlechtes Werk nur ein Jahr länger erhalten, als es ſeinem inneren Werthe nach wahren konnte, und der bitterſte oder der wiziſte Tadel — Käſtner's ſelbſt hat noch keinem wahrhaftig gutem Werk, wie zum Beiſpiel Nantchens Gedichten, einen Nachtheil zugezogen, der ihm nicht mit der Zeit durch das beſſer belehrte Publikum doppelt erſetzt worden wäre. Wegen übelverſwendetem Lob oder ungerechtem Tadel werden wir alſo ſchwerlich einen unſerer wertheſten Herrn Collegen jemals befehlen; aber darüber ſind wir, offenherzig zu geſtehen, ſchon oft mißlauniſch geworden, wenn ſie gerade von unſern vorzüglichſten Werken entweder gar nicht ſprachen, oder nur ſo kaltſinnig ſprachen, als ob ſie bloß der Vollſtändigkeit wegen angeführt werden müßten. Zwar laſſen ſich einige ſehr natürliche Urſachen denken, die einen Recenſenten

senten bewegen können, von den besten Werken am wenigsten zu sprechen, wenn sie nicht die Farbe der Parthie führen, zu deren Fahne er geschworen hat: aber eben diese Ursachen vermehren nur den Unwillen, den ein solches Betragen bei unpartheiischen Kennern erregen muß. Immerhin möchten sie tadlen, wo sie nicht loben können, oder dürfen — darüber könnte man zur Noth noch lachen — aber wen ärgerts nicht, wenn er an Werken, die der Nation Ehre machen, ihre anmaßliche Wortführer mit stillschweigender Verachtung vorübergehen sieht, als ob sie es nicht der Mühe werth hielten, einen Augenblick dabei zu verweilen. Und gerade dies ist der Fall bei dieser Schrift, deren ausführlichere Anzeige wir eben deswegen destomehr für unsere Pflicht halten.

Schwerlich wird in den lezten zehen Jahren ein Werk erschienen seyn, und schwerlich wird in den nächsten zwanzig Jahren noch ein anderes erscheinen, das sich mit diesen physiognomischen Reisen in Rücksicht auf lachenden Witz und feine Satire vergleichen ließe. Alles, was gutartige Laune unterhaltendes, was treffender Spott anziehendes, was komische Ernsthaftigkeit belustigendes hat, mit einer sehr richtigen Beurtheilungskraft vertheilt, durch die reichste Phantasie ausgeschmückt, durch den passendsten Ausdruck erhöht, alles findet sich in diesen drei Heften beisammen, die jezt erschienen sind. Durch jede Seite schießt ein Stroh von Witz, mit dem zwanzig unserer Schriftsteller, aus deren Federn er gewöhnlich nur tropfenweise abfällt, drei Menschenalter hindurch auslangen könnten; aber der volle Stroh fließt gebändigt in seinen Ufern, ohne jemals auszutreten, als wann es sichtbare Absicht des Fluß-

Gottes

Gottes ift, eine Hütte am Ufer wegzufchwemmen, oder ein Stückgen Land unter Waſſer zu ſetzen: beinahe jede Periode überrascht durch eine Wendung; die eben ſo neu als natürlich ſcheint: beinahe jedes Wort iſt treffender Spott, aber die beiſſendſte Satire des Verfaſſers ſcheint immer noch eine Grazie, der nur, um ſie kennbar zu machen, ein lachender Haufe der ſchönſten kleinen Faunen folgt, die man ſich denken kann. Und von dieſem Buch haben unſere Recenſenten nicht — geſchwiegen, von dieſem Buch haben ſie geſagt, daß es — nicht leer von Wiß ſei. Liebe, liebe Herrn! Das war zu arg! —

Der Titel der Schrift verſpricht zwar nur phyſiognomiſche Reiſen; aber dieſe drei Heſte ſind zugleich das vollſtändigſte Gemäld unſerer meiſten litterariſchen Thorheiten, die der Verfaſſer auf die luſtigſte Art theils in das Ganze einzuweben, theils zu Nebenzierungen zu gebrauchen wußte. Dies macht ſie weit unterhaltender: Denn neben der Ueberräſchung iſts ſchon höchſt komiſch, den ehrlichen Reiſenden nur zu ſehen, wie er jezt ſo ſorglos, als ob er kein Arges dächte, auf ſeinem Wege daher ſchlendert, jezt auf einmal ein Ding, das ihm zwiſchen die Füße läuft, feſthält, es ein wenig ſchüttelt, und dann mit einem kleinen Schläge wieder ſpringen läßt, jezt mit beiden Händen um ſich greift, ohne aus dem Wege zu gehen, und auch das mitnimmt, was er zu beiden Seiten erreichen kann; oder das, was zu entfernt iſt, und die Mühe nicht lohnt, daß ein Mann deshalb abwärts geht, wenigſtens mit einem drolligſten Kopfnicken oder höchſt boſhaften Winke der Augen ſeine Begleiter bemerken läßt. Es wird alſo keinem unſerer Leſer unangenehm ſeyn, eine Weile mit

mitzuschlendern: indessen mag der Mann vorher selbst erzählen, wie er auf den Einfall zu schreiben und zu reisen kam.

„ Hätt's, weiß Gott! — hebt er an — nim-  
 „ mer gedacht, daß es so kommen würde, wie's  
 „ nun kommen ist, daß ich in der Buchschnitzler-  
 „ gilde sollt' zünftig werden. Hab' die Buch-  
 „ macher schier nicht anders geachtet, als die  
 „ Hutmacher, und beid' in Nahrung gesetzt,  
 „ wann ich ihrer Arbeit bedurfte. Hab' meine  
 „ Wolle und Hasenbälge, wenn's Noth that, an  
 „ den Hüter; Roggen und Waizen an den Buch-  
 „ händler verstoßen, ohne die produktive Kraft,  
 „ einen Huth oder ein Buch zu erschaffen in mir  
 „ zu vermuthen. Aber da wandelt' mir vor dem  
 „ Jahr was an — Krankheit war's nicht, aber  
 „ 's glich doch einem plethorischen Zufall. —  
 „ Ueberlassen wollt' nicht helfen; ich sieng an,  
 „ trefflich in den ersten Wegen aufzuräumen, —  
 „ 's blieb, wie's war. Endlich half mir ein gü-  
 „ tiger Schriftsteller auf die Spur. — Hab's Buch  
 „ nicht bei der Hand, sonst könnt' ich ihn wohl  
 „ nennen. — Der gab dem Kind den rechten Na-  
 „ men, hieß es Drang der Seele, auser sich zu  
 „ würfen, und da sagte mir's innere Gefühl ganz  
 „ dürr und deutlich, daß dieser Drang nicht auf  
 „ Hutmacher, sondern Buchmacherwerk hin-  
 „ auslief. Daher auch der Brelockenhausirer gar  
 „ recht sagt: das Büchermachen ist Drang und  
 „ Bedürfniß der Natur wie das Kindermachen.

„ Da habt ihr mein Kreditiv. Wollt ihr das  
 „ nicht anerkennen, so geht hin, und haltet die  
 „ Flügel der Windmühle oder 's Wasserrad auf  
 „ mit eurer Hand, wann der Windstrom oder die  
 I. B. 2. St. M herab

„ herabftürzende Lache ſie dreht: oder werft An-  
 „ ker auf hohem Meere, wann der Sturm euer  
 „ Schifflin fortreißt; oder thut, was Zicho-  
 „ Brahe that, als er beim Gaſtmahl des geſtren-  
 „ gen Junkers von Roſenberg zur Tafel ſaß, und  
 „ ſieht, wie's euch bekommt. Besser iſts der Na-  
 „ tur den Lauf laſſen, als Drang fühlen, und  
 „ mit Muckenkraft widerſtehen; oder aus über-  
 „ triebener Beſcheidenheit ihn erſticken wollen. —  
 „ Damit nun aber der ehrſame Landjunker, der  
 „ dieſen Drang fühlte, die Materialien nicht aus  
 „ der Luſt greifen müßte, wie ſeiner Ausſage nach  
 „ jetzt mehrere thun, den Phantafiekram aufs Papier  
 „ ausſchütten, und gleichſam Schattenwerk an der  
 „ Wand präſentiren, das eigentlich nichts als Blend-  
 „ werk iſt, ob ſie gleich dazu orgeln, daß man's auf  
 „ Gaſſen und Straßen hört — beſchloß er den Le-  
 „ ſern nur das zu geben, was und wie er es auf  
 „ ſeiner Reiſe mit Augen geſehen und erfahren hat-  
 „ te. Nach Reiſen war nemlich ſein Sinn immer  
 „ geſtellt, aber lange wußt' er nicht, worauf er ei-  
 „ gentlich Spekulation machen ſollte. Einem an-  
 „ dern nachzutragen, wie Schafe dem Lockhammel,  
 „ und die empfindſamen Handwerker dem Meiſter  
 „ Yorick, war ſeine Sache nicht: noch weniger  
 „ wollt' er als Antiquar, als Kunſtverſtändiger,  
 „ als Naturforſcher reiſen, um für die Gelehrten  
 „ etwas aufzuſpüren, davon ſie hernach in ihren  
 „ Polſterſtühlen mächtig viel Dicientarei machen  
 „ könnten — Das alles taugte nicht in ſeinen Kram.  
 „ Wollt auf mein eigen Manier reiſen, ſagt er,  
 „ als noch keiner vor mir gereiſt war, nicht die  
 „ breite Heerſtraß ziehen, wo einem all' Augen-  
 „ blick groſſe Haufen begegnen, die vor ſich her-  
 „ blaſen laſſen, daß man ausweichen ſoll, ſon-  
 „ dern mir eigenen Weg bahnen, ſo beißer neben  
 „ den

den Fahrweg; nicht eben über Zaun und Hecken, auch nicht über Thürm' und Gebäud'z, wohl aber mit unter über andrer Leut Aecker und Wiesen, auch wohl über ein Krautland, wie's mehr thun. Dacht in meinem Sinn, wirst nicht viel zertreten, und wann auch hier und da ein Halmen zerknickte, oder ein Maul voll Gras verlascht wird, ist für den Eigenthümer kein grosser Schade, und kommen sie hinter dich her mit Knitteln und Stangen, so gilt's Fersengeld., Nun sieng zum Glück wieder an aufzuleben eine der alten verlohrenen Künste, genannt Physiognomika, die ihm eine herrliche Fundgrube schien, von der er Nahrung hoffte für seinen Geist sein Lebenlang. That sich hierauf mit einigen seiner Freunde zusammen, sieng physiognomische Verhandlung mit ihnen an, sucht und forschte mit ihnen nach Wahrheit, brachte seine Observationen fleißig zu Papier, und so entstand das Tagebuch.

Als nun aber innerhalb seiner vier Pfähl' alles durchphysiognomisirt, alle seine Freunde, Bekannte, Nachbarn und Unterthanen, so viele der letzten sich auf Erfordern ohne Gerichtszwang freiwillig gestellt, silhouettirt, und über die Profil aus dem innern Gefühle heraus stattlich philosophirt war, und zugleich Kundschaft kam, daß das physiognomische Lichtlein nicht mehr unterm Schesfel verborgen sei, sondern im Römischen Reich deutscher Nation überall als eine helle Fackel glänze, da setzte sich der Mann auf seinen Cimber, den er eigens dazu gekauft hatte, und zog aus, auf Physiognomik zu wandern. — Jetzt wird wohl jederman sehen, wo es hinaus will, und was er von diesem Reisenden zu erwarten hat!

Der erste eigentlich physiognomische Aufsatz ist ein höchst boshafter Dialog des guten Biedermanns mit Philipp, seinem Jäger. Philipp hat keinen Glauben an die Physiognomik — hält wenigstens dafür, daß sie einer seiner alten Herrn, ein Zigeunerhauptmann, besser verstanden habe, als sein neuer, ob es schon bei einem wie beim andern eitel Hokus Pokus sei. Der Zigeuner, sagt er, betrog andere Leute, und ihr Herren betrügt euch selbst, kundschafftet erst euren Mann aus, dann setzt ihr euch hin vor sein Konterfey, und vermeint ihm alles an der Nase anzusehen, was hinter ihm ist. Das kribelte dem Alten in der Nase, wollt' also seinen Jäger eines bessern belehren. Aber Philipp blieb nicht nur dabei, daß die Physiognomik trüglicher sei, als das Harnbesehen, sondern noch überdem Schaden und Unheil anrichte, weil sie Ursache sei, daß der Herr den Schäfer Martus bloß wegen seines Rudge-rodtsichen Gesichts aus Dienst und Dorf jagen wolle. Weil nun gar nichts mit Philipp auszurichten war, so fiel er darauf, ihm das ganze Werk des Physiognomen unter dem Geschäft des Waidmannes vorzustellen, der aus der Führte, die er findet, die Thiere beurtheilt, von denen sie herührt. Diese Vergleichung ist sehr gut durchgeführt, aber sie erscheint auf den ersten Blick als so wenig beweisend, daß es doppelte Bosheit ist, wann der Verfasser seinen Philipp dadurch zum Schweigen gebracht werden läßt, und am Ende höchstlaunigt hinzusetzt: „So hab ich meinen Philipp bezwungen, und der edeln Physiognomik unterthan gemacht. Hat auch dieser ganze Disputat mich selbst nicht wenig im physiognomischen Glauben befestiget.“

Der zweite Abschnitt enthält vier Briefe nebst ihren Antworten. Der erste ist von einem physiognomischen Amtmanne Spörtler in Franken, der flüchtig gewordene Inquisiten nicht mehr durch Steckbriefe, sondern bloß durch ihre Profile verfolgen will, und es noch zu erleben hofft, daß unser Criminalproceß durch die Physiognomik in eine ganz andere Form gegossen werden soll. Ohne corpus delicti, ohne Inquisition, Zeugenverhör und Folter soll alsdann, wann die Revolution geschehen ist, ein simpler Kopfumriß des Inculpaten dem Richter Urim und Tumim seyn, und in sehr verwickelten Fällen wird man höchstens, anstatt eines forpulenten Aktenfascikuls ein Schattenbild an irgend eine physiognomische Fakultät zu verschicken haben, der es leicht seyn wird, mit mehr Zuverlässigkeit darüber zu erkennen, als drei conforme Urtheile mit allen rationibus dubitandi und decidendi jemals verheissen können. — Dies Projekt des Herrn Amtmannes könnte leicht Spöttereis scheinen, wenn nicht Lavater weit mehr als nur dies von der zu weiterer Vollkommenheit gebrachten Physiognomik unsern Nachkommen versprochen, und es also — vielleicht nicht ohne Absicht — selbst der Ironie unmöglich gemacht hätte, die Sachen weiter zu treiben: Indessen gab die Beantwortung des Spörtlerischen Briefes zu einem höchst komischen Mißverständnis Anlaß, das für beide Physiognomiker gleich demüthigend war.

Der Amtmann hatte unsern guten Dorfjunker um seine Freundschaft gebetten; aber der ächte Jünger des Meisters aus Zürich wollte vorsichtiglich dabei zu Werke gehen. Einer seiner heiligsten Grundsätze, schreibt er, sei immer gewesen, Freundschaft nur auf den ehernen Pfeiler der Physiogno-

mit zu bauen, also mit keinem Menschen eher sich in Vertraulichkeit einzulassen, bis er ihn selbst oder zuverlässig ähnliche Porträts und Silhouetten von ihm gesehen, verglichen und gemessen hätte. Herr Spörtler sollte also sein Profil schicken, und vorläufig aus dem seinigen sehen, ob auf der Wölbung dieser Stirn, der Spitze dieser Nase und dem Umriss dieses Mundes seine Freundschaft bequem würde ruhen können. Aber Herr Spörtler hielt sich schlimm. Der Grüzkopf roch in dem Profil eine Versuchung, und brachte bei dieser Voraussetzung glücklich heraus, daß er nicht dem Junker, sondern gerade seinem entflohenen Inquisiten gehöre; ja er versichert so gar, daß er den Stempel der Spizbüberei, der diesem Profil von Anfang der Stirnlinie bis zum Endpunkt des Unterkens aufgedruckt sei, nicht verkannt haben werde, wenn es auch in einer ehrwürdigen Peruque und einem Priesterkragen versteckt worden wäre. In der ersten Aufwallung kam nun der Mann sehr darüber in Grimm — ärgerte sich zuerst über den Spörtler nicht wenig, dann über sein eigenes Gesicht, und wollt' bei nahe im physiognomischen Glauben irre werden, wenn ihm nicht noch eingefallen wäre, daß der Infallibilität der edeln Kunst nichts entzogen werde, wenn auch zugegeben würde, daß sich die Seele des Physiognomisten von Zeit zu Zeit irren könnte, beschloß daher, die unschuldige Beleidigung in der Stille zu verdauen, und den Spörtler in einer glimpflichen Antwort zurecht zu weisen, hatte aber doch das Vergnügen bei dem folgenden Besuche, den er bei Spörtlern auf der Reise machte III. Heft p. 186 zu finden, daß der Herr Amtmann in allem Ernst sich mit seinem Profil betrogen, und es bereits in seine Sammlung von Inquisitengesichtern aufgenommen

nommen hatte, denn er sah an den vier Enden seiner Abschattung, daß sie bereits war angenagelt, und nur auf seine Zurechtweisung wieder abgenommen worden. Doch er sollte noch öfters Martyrer der Physiognomik werden!

Bei einer Conferenz der physiognomischen Gesellschaft, die er um sich her versammelt hatte, fiel es einem der Mitglieder ein, zwischen dem Profil seiner Guts-Untertanen und dem seinigen eine höchst frappante Aehnlichkeit zu finden, die bald von allen Mitgliedern als eben so auffallend bemerkt wurde. Erfreulich war das nicht sehr, aber Liebe für die einmal angenommene Hypothese ließ nach und nach bei kühlerem Blute den ehrlichen Mann die Aehnlichkeit nicht nur selbst bemerken, sondern gab ihm auch zu ganz besondern Tiefblicken in die Familiengeheimnisse der Landjunker Anlaß, und überdies Gelegenheit, einen neuen Beweis für die große Wahrheit daraus herzuleiten, daß Physiognomik das sicherste Mittel zu Beförderung allgemeiner und besonderer Menschenliebe sei. Dies ist vielleicht die boshafteste Satyre in allen drei Hefen, um so boshafter, da sie in der wirklich einnehmenden Sprache des ehrlichen, wohlwollenden Menschenfreundes ausgeführt ist. — Den Tag darauf las der gute Mann eigentlich ein Mägdchen hinter dem Zaun auf, das ihn zuerst durch eine glückliche Bildung und dann durch eine erdichtete traurige Geschichte zum Mitleiden und zu der Anerbietung bewog, dem Schutze seines Hauses sich zu überlassen. Das Abenteuer ist vortrefflich beschrieben, aber der Ausgang ist zugleich so angelegt, daß er jeden Leser, so leicht man ihn auch vermuthen könnte, doch noch überrascht. Das Mägdchen ward noch selbigen Abend

silhouettirt, aus dem Profil herausgedeutet, daß eine reine, gute, in sich selbst wohnende Seele im Gesicht herberge, daß die Stirn Eindrucksfähig, die Nase einer keuschen jungfräulichen Seele würdig, das Auge hinschmachtend im Wohlgefühl unkörperlicher Liebe, das sammetweiche Ohrläppchen Beweis von Sanftheit, und die vorstehende Oberlippe Symbol von Empfindsamkeit und weichmüthiger Güte sei, und dies setzte den Mann in solche Entzückung, daß er voll Gefühl ausrief: O du weiblicher Engel, sei mir gegrüßt unter meinem friedlichen Dach! — zu Bett gieng, sein Licht austhät, und flugs und fröhlich einschlief. Den Engel fanden nun Anfangs seine physiognomische Freunde eben so wohl im Profil, als er selbst. Aber in der Folge ward der Spott der Nachbarschaft durch den Meid erweckt, die jungen Herren hatten ihr Gelächter, der Pfarrer brachte seine Anmerkungen in der Predigt darüber an, die alten gnädigen Tanten nahmen den gütigen Beschützer der Unschuld bei Seite, und raunten ihm die schlimme Gerüchte ins Ohr, die im Dorf über ihn herumgiengen, und allgemeiner Argwohn commentirte seine Schritte und Tritte mit der Sophie — so hieß das Mägdchen — also, als wär sie eine Delila, der's um seine Haarlocken zu thun wäre. Um der Ehre des Mannes, und noch mehr um der Ehre der Physiognomik willen, war das unmöglich lang auszustehen, also würde es bald zu Verdrüßlichkeiten mit der Nachbarschaft, dem Pfarrer, den Freunden und den gnädigen Tanten gekommen seyn; aber Sophie, der Engel, fand für gut, dem Unheile vorzukommen, packte in einer hübschen Nacht ihre Sachen zusammen, nahm noch einige Kostbarkeiten mit, die ihrem Wohlthäter gehörten, und in einem geheimen

men Schubfach der Kommode, die sie zum Gebrauch gehabt, gelassen worden waren, und — machte sich unsichtbar! Das Erstaunen und den Unwillen ihres Wohlthäters kann man sich nur dann vorstellen, wann man weiß, daß er sie nicht bloß zur Ehre des Mitleidens und der Physiognomik, sondern noch um eines andern Gefühls willen, das in ihm zu erwachen anfieng, so liebevoll aufgenommen, und so ritterlich, selbst zu seinem Schaden, vertheidigt hatte. Daher erhob sich jetzt in seinem Herzen ein wunderlicher Krieg zwischen Liebe und Physiognomik, welche wohl von beiden sich am meisten beleidiget halten sollte. Aber die Liebe that auch hier, was sie immer thut. Sie vergab zuerst, und die Physiognomik, die Ehren halber nie vergeben darf, bewies dafür sich und der Liebe, daß sie nicht betrogen worden seien, indem sie heraus brachte, daß die Engelsseele gerade einen ihrer Teufelsaugenblicke gehabt habe, da sie den Diebsgriff in das Pathengeld that, mit dem sie davon gieng. Der Beweis hatte aber nicht ganz die Wirkung, die er haben sollte: Dem Mann giengs immer noch im Kopf, im Herzen und im Magen herum; dies brachte den Vorsatz zu reisen wieder in Gang, Philipp mußte einpacken, und den andern Tag giengs fort.

Der erste Hauptort, wo der Herr und der Bediente die Reise hinrichteten, war Leipzig. Mit Sonnen Untergange kamen sie vor das Thor, und von diesem Augenblicke an wird der Witz des Physiognomikers doppelt boshaft, seine Satyre doppelt beißend, und seine Laune — wenn wir so reden dürfen, doppelt launigt, als ob ihm geahndet hätte, daß er hier am meisten Nahrung für sie finden würde. Noch auf der Straße bekommt

Der erste empfindsame Reisende durch Deutschland eins ab, das dem Manne desto schmerzhafter seyn muß, da seine Sünde schon so alt ist: Dafür aber rächte ihn der Barbier, der den Taschenspieler Philadelphia für den größten Physiognomisten in der Welt erklärte; und noch vollständiger thaten es die Herren Gelehrten in Leipzig, bei denen der physiognomische Reisende den andern Tag die Kunde machte. Die Fakultisten, zu denen er zuerst gieng, waren zum Theil für ihn nicht zu Haus, zum Theil für ihn nicht gesund, und die ihn noch annahmen, und seiner Erwartung nach mächtig ob seiner Einsicht in die edle Wissenschaft erstaunen, und die ihrige dagegen auslegen sollten, schwiegen still, und zeigten ihm bald ihre goldnen Uhren, zum Zeichen, daß er sich wieder abführen möchte. Nun giengs zu den unzüftigen Gelehrten — manche hohe Treppe hinauf, um in die ätherische Region ihrer leichten Atmosphäre zu gelangen. Der erste, zu dem ihn sein Cicerone, der Hausknecht, brachte, hieß Sasto, ein in den Mauern von Leipzig zwar bekannter Dichter, den aber Meisel in seiner Schmetterlingsammlung noch nicht hat, indessen wohl auch noch fangen, und mit seinem unverweslichen Terpentinöl bestreichen wird, um ihn der Nachwelt zu conserviren. Herr Sasto erschien aber bald als bloßer Nachbether Lavaters, und hundert andere, die er nach diesem über ihrer Handarbeit antraf, waren nicht einmal das. Der eine ließ als Bänkefänger Balladen und Romanzen von der Drehscheibe laufen, der andere schrieb Satyren bei schleimem Wetter, der dritte lag fürs Contingent zur Modellektüre auf der Werbung, bei dem vierten brauften Dithyramben und Oden mit Sturm und Drang oben heraus, und der fünfte

fünfte ließ seinen poetischen Miswachs gemächlich unter sich gehen; aber von Physiognomik wußten sie allesamt nichts, wenn schon die Silhouetten einiger leipziger Nymphen und Soubretten an den Wänden der Dachstübchen klebten, die er bestiegen hatte. Nachmittags begegnete dem guten Manne gar das Unglück, daß er einen alten Leipziger Uebersetzer für Klopstock hielt, weil ihm die Physiognomie seiner Kleidung, die nach Zellows Beschreibung der Klopstockischen ähnlich war, und das unerklärbare seines Dichtergesichts verführt hatte. Herr Magister Babbel — so hieß der Uebersetzer — lehnte die Ehre dankbarlichst von sich ab, aber gieng dann nicht nur mit Klopstocks Scholiasten, Meister Glattkien, der ihm Preis gegeben wurde, sondern auch mit der Physiognomik selbst so unfreundlich um, daß ihr Bertheidiger wohl wünschte, ihn nie gesehen zu haben. Er versicherte ihm, daß die physiognomische Fragmente in Leipzig nichts, als ein Waarenartikel wären, und daß kein kluger Mann anders davon dächte. „Inzwischen, setzte er hinzu, giebt's auch hier wohlhabende Personen, die Muse genug haben, sich mit Nichts zu beschäftigen, und ein kostbares Nichts am liebsten dazu wählen. Wollen sie, so will ich sie zu einigen Damen führen, die für Physiognomistinnen gelten können — wo die Fragmente in splendidem Bände neben dem niedrigsten Dräselkästchen stehen. — In der That geb' ich einem Feenmärchen gleichen Werth mit der Physiognomik, nur mit dem Unterschied, daß jenes seiner Absicht nach für unmündige, und diese für erwachsene Kinder geschrieben ist. Dennoch find ich in verschiedenen Häusern das oft umgekehrt — Die Kinder blättern in den Fragmenten, und die Mutter studirt die Contes de  
 „ Fées.

„ Fées. Glauben ſie wohl — ſchließt der Magiſter  
 „ endlich — daß außer dem lieben Schwärmer  
 „ Lavater jemals einem denkenden Manne, einge-  
 „ fallen iſt, aus dem phyfiognomiſchen Studium  
 „ ſich ein ernſthaft Geſchäft zu machen, und ein  
 „ Spielwerk der erhizten Phantaſie vor das Forum  
 „ der Vernunft zu ziehen? — „ Unſerm Manne  
 ſchwoll dabei die Ader vor der Stirne, wie ein  
 Strick, als er dieſe Blaspheemien hören mußte,  
 er ſchaffte eilig den Magiſter fort, um ſich nicht  
 an ihm zu vergreifen, und ſtrich ſich im höchſten  
 Unwillen ſogleich von Leipzig. — Die Betrach-  
 tungen, die er unter Wegs über das brachium  
 ſeculare anſtellte, die Vorwürfe, die er ſich an-  
 fangs deswegen machte, daß er es nicht gegen  
 den Magiſter gebraucht, und die Ermahnung La-  
 vaters an alle ſeine Anhänger befolgt hatte, daß  
 ſie ja verhüten ſollten, damit nicht unvernünftige  
 Schwäzer die gute göttliche Wahrheit der Phy-  
 ſiognomie verdürben, die Art, wie er ſich ſelbſt  
 darüber entſchuldigte, das Raiſonnement über  
 Verſtand und Schwärmerei, die ſich nach ſei-  
 ner Meinung gegen einander verhalten ſoll-  
 ten, wie Reuter und Pferd, (wobei es  
 aber unfere heutige Modeschwärmer verſehen,  
 welche die Schwärmerei auf dem Verſtand reuten  
 laſſen, da es umgekehrt ſeyn ſollte) die Einfälle  
 über Empfindſamkeit und Empfindelei, deren er  
 ſich im Wirthshaus zu Meißen überließ, das Aben-  
 theuer bei der Dame, die Claus Narren in den  
 Fragmenten für einen Den aus Algier anſah, wo-  
 bei der gute Lavater preisgegeben wurde, und die  
 weitere Begebenheiten auf der Reiſe in das Ge-  
 birg nebst dem Lebenslaufe des phyfiognomiſchen  
 Menſchenfeindes, der ihm unter Wegs begegnete,  
 überlaſſen wir unſern Leſern ſelbſt im zweiten und  
 Dritten

dritten Hefte zu lesen, um aus der Geschichte des Besuchs bei Freund Spörtler noch etwas für sie ausziehen zu können.

Der Pfarrer des Dorfes, in dem Spörtler Amtmann war, hielt eben eine Mondandacht, das heißt: eine Erbauungsrede im Mondschein, bei der sich auch die Spörtlerische Familie befand, als unser irrender Ritter zu ihnen stieß. Der Amtmann war nicht zu Hause, also beschloß er das incognito zu beobachten, und machte indessen über die Frau Amtmännin und ihre Tochter, über den mondsüchtigen Pfarrer, und über einige Gäste, die bei Tisch waren, seine eigene Beobachtungen, bis den andern Morgen der Hausherr kam, der ihn zwar zuerst wieder nicht erkannte, sondern für einen Kofkamm ansah, aber in der Folge desto freudiger bewillkommte. Bei diesem fand er auch den IV. Theil der Fragmente, den er noch nicht gesehen hatte, und fiel begierig darüber her, aber es kamen ihm Zweifel darüber in den Kopf, die ihn ganz kleinlaut machten, und zu einem ernsthaften Gespräch mit Spörtler Anlaß gaben. Zwar behagte ihm Lavaters erfundener Stirnmesser, der in diesem Theil bekannt gemacht wird. — Vortreflich: er verglich ihn mit dem neuverbesserten Eymesser, und fand nichts daran zu tadeln, als daß vielleicht der Physiognom Schwürigkeiten finden würde, ihn anzubringen, weil man schwerlich allen Köpfen so nah würde kommen können, als dazu nöthig wäre: aber dies würde ihm wenig Unruhe gemacht haben, wenn ihm nur nicht auf einem einzigen Blatte dieses Theiles S. 322 zehn Gesichter auf einmal, und zwar zehn Gesichter aus einer einzigen Stadt aufgestossen wären, von denen Lavater sagt: daß er begierig wäre, ihren Charakter

Charakter zu wissen, weil Wissen des Gewissen allein Grund zu Vermuthung des Ungewissen geben könne. — Sonderbar! — rief hier unser Ritter aus, und schüttelte den Kopf. „Sind nur  
 „ in einer einzigen Stadt zehen Formen, bei de-  
 „ nen erst aus dem Wissen des Gewissen das Un-  
 „ gewisse vermuthet werden muß, so kommt dieser  
 „ Satz im IV. Th. der Physiognomik viel zu späth.  
 „ So weit sollt' es gekommen seyn, daß man  
 „ besonders nach so viel Geschwáz von Stirnfor-  
 „ men nicht erst nach einem Dic mihi oder Zu-  
 „ bläser sich umsehen dürfte.“ Spörtler war  
 nun zwar auch mit diesem IV. Theil nicht ganz zufrieden, weil er die Silhouette des Zürchischen Kelchbergisters nicht darin fand, die er gewiß erwartet hatte, aber doch vertheidigte er Lavatern einiger maßen, indem er überhaupt behauptete, daß den Physiognomen jetzt noch der Bliczblick des Sehers fehle, und jenes Schnellgefühl abgehe, worauf alles dabei ankomme. Damit war aber unser Mann noch nicht zufrieden, sondern gieng so weit, daß er die Fragmente im Unmuth mit der Bildsäule Peters des Großen von Falconet verglich, der nichts fehle, als der Kopf. Wann nun Falconet sagte — daran müsse man sich nicht stossen, es sei immer großes Werk genug, daß die Bewunderung des Publikums verdiene, und den Kopf könne man sich ja hinzudenken, so glaubt' er, der dirigirende Senat in Rußland würde schlecht damit zufrieden seyn, und eben so das Publikum mit den Fragmenten, die jetzt beinahe die Physiognomie des babylonischen Thurns haben auf dem ebenfalls in Kupferstichen die Spitze fehlt. Um ihm den Unmuth zu vertreiben, lud ihn Freund Spörtler auf den andern Tag zu einem physiognomischen Halsgericht über einige In-  
 quisten

quisiten ein, das völlig nach seinem Projekt im Brief angelegt war; und die Beschreibung davon haben wir jezt im IV. Hest zu erwarten. —

Dies ist nur dürre Auszug eines Werks, das eigentlich nie gemacht war, um in einen Auszug gebracht zu werden; aber aus Eifer für die Ehre unsers Geschmacks glaubten wir nicht zu viel thun zu können, um es wenigstens in unserer Gegend allgemeiner bekannt zu machen, da es längst überall Modelektüre hätte seyn sollen. Zwar ist die Ehre der Modelektüre noch das wenigste, worauf das witzigste Werk der Nation Anspruch machen kann, da es überhaupt bei uns so sehr wenig damit zu bedeuten hat; aber wenn wir nur indessen dazu etwas beitragen können, so haben wir unsere Absicht erreicht, und sind gewiß überzeugt, daß das Werk selbst schon für das übrige sorgen wird.

Es ist hohe Zeit, daß das Geschwäß von Physiognomik einmal unter uns ein Ende nimmt. Wir glauben zwar mit dem ehrlichen Magister Gratus in den Reisen I. Hest S. 168: daß solche lustige Scienzen niemals das Bürgerrecht in dem Gebieth der Gelehrsamkeit erhalten, sondern als Bagabonden immer bald wieder über die Gränze gebracht werden, wie das der Astrologie, Alchymie, Geomantie und Chiromantie geschehen ist, indem wirklich der Umsturz der ganzen literarischen Verfassung zu befürchten wäre, wenn solch Gesindel einmal naturalisirt würde: aber wir glauben eben so gewiß, daß in kurzer Zeit die Physiognomik selbst in aller Stille sich über unsere Gränzen schleichen wird, ohne daß ihr jemand nachsieht; doch ist's gut, wenn der Zeitpunkt beschleunigt wird, damit sie nicht noch mehr Unheil anrichten

richten kann, als sie schon angerichtet hat. Unsere unmündige Schwärzer haben sich jetzt heischer geschrien — freilich schrien sie auch nie so mörderlich zusammen — unsere Kinder haben sich jetzt müde in den Fragmenten geblättert — und unsere Männer haben größtentheils ihre Stimme gegeben, die auch hier, wie immer, wenigstens nach einiger Zeit, Stimme des Publici werden wird. Wenn sonst nichts wider die Physiognomie geschrieben stünde, als die einige meisterhafte Beurtheilung der Fragmente in der leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften, so würde dies allein ihr Schicksal entscheiden: denn hundertjährige Erfahrungen haben es bewiesen, daß wir immer, so oft wir uns auch überschreien ließen, über kurz oder lang wieder zur Vernunft zurück gekommen sind. Diese Reisen werden aber ohne Zweifel am meisten dazu beitragen, und wahrscheinlich würden sie es bereits gethan haben, wenn nicht die am meisten dabei interessirte Parthie indessen so schlau gewesen wäre, den reisenden Ritter ruhig seine Straße ziehen zu lassen, wenn ihn sein Weg gleich über ihre Aecker, Wiesen und Krautländer trug.

Ob nun der kleine Ueberrest physiognomischer Schreier, den Lichtenberg noch nicht aufgerieben hat, ferner so klug seyn wird, sich bei den Angriffen dieses neuen Gegners bloß — leidend zu verhalten, muß die Zeit lehren. Wenn sie nur ein klein wenig ihre Vortheile verstehen, so müssen sie es thun, denn sie haben bereits in den Lichtenbergischen Händeln selbst in den Augen höchstpartheiischer Zuschauer zu viel verlohren, um sich auch nur noch Mitleiden versprechen zu dürfen, wenn sie sich in den ungleichen Streit einließen:  
indessen

indessen wünschten wir beinahe, daß sie es thun möchten, denn es müßte höchst unterhaltend seyn, sie von unserm Ritter auf seinem Cimber vor sich hergejagt zu sehen, wann er sich ja selbst damit bemühen, und nicht bloß seinem Philipp auftragen wollte, Jagd auf sie zu machen. Vielleicht mag dies zu hart scheinen, aber wenn man die unsere Litteratur so sehr entehrende Art bedenkt, mit der seit einiger Zeit diese Strittigkeiten geführt wurden, so ist der Ausdruck des Unwillens wahrlich noch zu schwach. Die Nachwelt wird es einst unbegreiflich finden, wie die Nation zugeben konnte, daß der Feinste ihrer Schriftsteller, der ihr am meisten Ehre machte, der Mann, dem es die Physiognomie allein zu danken hat, daß sie in zehn Jahren nicht ganz vergessen ist, daß Lichtenberg in einer öffentlichen Schrift, die noch dazu auf den Antheil, den er selbst daran hat, auf seine eigene Aufsätze darin am meisten stolz seyn darf, von Gegnern, die so sichtbar unter ihm stehen, so ungesittet und mit so lächerlichem Stolze mishandelt werden durfte, wie in einigen Monaten des deutschen Musæi vom Jahr 1778 geschehen ist: sie wird es unbegreiflich finden, daß ein Mann, der sich in diesen Streit mischte, und sich zu der verhaßten Berrichtung eines Aufhezers dabei herunter ließ, (S. deutsch. Mus. April 1778. S. 317 die Note) einmal mit der Achtung der Nation beehrt werden konnte; sie wird aber auch zu gleicher Zeit der Hauptperson im Streite, sie wird Lavatern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich auch hier, wie immer, ungeachtet des Dels, das seine Freunde ins Feuer gossen, edel betragen habe. Indessen glaubten wir es der Wahrheit schuldig zu seyn, jezt schon, wenn gleich ungefragt, unsere Meinung darüber zu äußern.

Wann der Verfasser dieser Reisen, auch, wie einige Zeitungen melden, der Verfasser des Büchleins von der Ehe und der Lebensläuffe in aufsteigender Linie ist, so müssen wir den Reichtum und die Mannigfaltigkeit seines Wizes noch mehr bewundern; aber wir können es nicht so sehr thun, als wir uns darüber gewundert haben, daß Herr Wezel im Januar des deutschen Musaei 1779 S. 92. für nöthig hielt, dagegen sich förmlich zu verwahren, weil man ihm die phisiognomische Reisen, und der Himmel wisse, welchen Spreusack auf seine arme Schultern laden wolle. Wir schätzen Herrn Wezel, nicht wegen Tobias Knaut, des Stämmers, nicht wegen Belphegors, nicht wegen des zweiten Theils seiner Lustspiele, aber wegen des ersten Theils davon und wegen der Geschichte Peter Margen sehr hoch; wir glauben ihm aber keinen größern Beweis davon geben zu können, als wenn wir vermuthen, daß er wohl die Reisen noch nicht gelesen haben könne, daß er die Protestation dagegen einlegte, dann sonst würde er sie wohl gewiß in andern Ausdrücken abgefaßt, und vielleicht gar selbst gefunden haben, daß gar kein Certificat von irgend einem Verleger — der Verfasser der Reisen würde sagen: gar kein Extract aus irgend einem litterarischen Taufbuche — nöthig sei, um den Verdacht der Vaterschaft bei diesem Geistesprodukt von ihm abzulehnen.





# Vermischte Gedichte

von

Hrn. Ludwig Heinrich Nicolai,

Kabinettssekretar, und Bibliothekar Sr. Kaiserl.  
Hoheit des Großfürsten aller Reussen.

Drey Theile.

Berlin und Stettin bey Friedr. Nicolai

1779.

---

Ungeachtet einige einzelne Gedichte dieser Sammlung, die besonders gedruckt waren, uns lange schon den Verfasser als einen unserer glücklichsten Dichter schätzen ließen, so war doch indessen weder sein Name, noch seine Werke so allgemein bekannt, als sie es billig hätten sein sollen. Weil Herr Nicolai zu weit entfernt war, oder es zu gering hielt, sich durch die gewöhnlichen Mittel in den Cirkel unserer Dichter und in die Bekanntschaft unseres Publici zu drängen, weil noch dazu seine Gedichte selbst nicht den mindesten Anstrich von dem Modetone hatten, der seit einiger Zeit der herrschende geworden war, sondern vielmehr zu deutlich bewiesen, daß der Verfasser noch zu der alten Sekte gehöre, die sich eben so sehr um anständige Würde und Reinigkeit des Ausdrucks, als um Stärke und Nachdruck desselben bemühte; so ließ es sich erklären, warum sein Lob niemals in dem Posaunenton ausgeblasen wurde, der unter uns gewöhnlich die Erscheinung eines neuen Heiligen in Herrn Schmidts Kalender verkündigt. Aber diese Ursachen, so viel sie sonst Gewicht haben mögen, können dem Gewicht einer Sammlung von

drei Theilen jetzt nimmer die Waage halten, die größtentheils aus Gedichten besteht, deren Vollkommenheit so sichtbar ist, als ihre Unähnlichkeit mit einigen Lieblingsstücken unserer jungen lesenden Welt. Es sind nicht jugendliche Versuche, nicht die ersten Ausgüsse einer feurigen Phantasie, die uns Herr Nikolai lieferte, sondern Werke, an denen man die feilende Hand des geübten Meisters selbst an der Sorgfalt erkennt, mit der sie verdeckt ist; und wir sind stolz darauf, ihnen volle Gerechtigkeit erzeigen zu können. Der erste Abschnitt des ersten Theils enthält Fabeln, die sich durch die Schönheit der Verse eben so sehr als durch die Neuheit des Inhalts, wenn gleich das Sujet der Fabel oft alt ist, und durch die bestimmte Richtigkeit der Moral empfehlen, die oft durch ein Wort die vorhergehende Fabel erschöpft. Besonders glücken dem Verfasser gewisse kleine Züge, die gewöhnlich eine feine Satyre enthalten, und, indem sie die Erzählungen localer machen, die täuschende Wahrscheinlichkeit der Darstellung mit dem Antheil, den der Leser daran nimmt, verstärken. Hierzu kommen noch andere Kunstgriffe, durch die unsere Aufmerksamkeit nicht nur bis ans Ende unterhalten wird, wenn wir gleich dies Ende schon voraus sehen, sondern meistens noch durch einen Zug, den wir nicht vermuthet, oder eine Wendung, die wir nicht erwartet hatten, belohnt wird. Jede Fabel des Verfassers könnte uns ein Beispiel davon an die Hand geben, aber wir wählen mit Fleiß eine, deren Moral schon von andern Dichtern auf diese Art eingekleidet wurde, um durch die Vergleichung die Kunst des unsrigen sichtbar zu machen. Jedermann kennt die kleine satyrische Fabel, in der Boileau der theuren Gerechtigkeit auf eine so bittere Art spottete, und die Pope so schön

schön fand, daß er sie wörtlich übersezte. Um auch einzelne Züge gegen einzelne Züge halten zu können, wollen wir sie hieher sezen.

Un jour, dit un Auteur, n'importe en quel  
chapitre,

Deux voyageurs en jeune rencontrèrent une  
huître,

Tous deux la contestoient, lors que dans leurs  
chemin,

La Justice passa la balance à la main.

Devant elle à grand bruit ils exposent la chose

Tous deux avec dépens veulent gagner leur  
cause.

La Justice pesant ce droit litigieux

Demande l'huître, l'ouvre, & l'avale à leurs  
yeux,

Et par ce bel arret terminant la bataille;

Tenez, voila, dit elle, a chacun une ecaille.

Des sotises d'autrui nous vivons au Palais:

Messieurs, l'huître etoit bonne. Adieu. Vi-  
vez en paix.

Eben dies hat nun auch Herr Nikolai zum Gegenstand einer Fabel gemacht S. 10. und gewiß nicht unglücklicher als der französische Dichter bearbeitet. Bei ihm ist ein Ziegenkäse, dessen Theilung unter zwei Katzen einen Streit erregte, der eben so komisch geschlichtet wird. Zwar ist nicht die Gerechtigkeit selbst, die von ungefähr sich dazu anbietet, sondern eine andere würdige Person, die ausdrücklich darum ersucht wird, und dem Verfasser zu der lustigsten Beschreibung Anlaß giebt.

Zum Richter wählet man zuletzt des Nachbars Affen.

„Sein Herr ist in dem Magistrat,

„Er weiß von ihm das Recht: er soll uns Recht verschaffen!„

Man ruft ihn her Er kömmt, ein ernster Rath  
Im Mantel und im Ueberschlage,  
Der Weisheit seines Herrn. —

Aber der deutsche Richter procedirt auch nicht so geschwind, als die französische Gerechtigkeit, die, ohne sich in die Untersuchung einzulassen, die Auster öfnet — und leert. Zwar ist diese geschwinde Endigung des Prozesses in der französischen Fabel ein sehr boshafter Zug, der sichtbar mit Fleiß angebracht ist, aber das langsamere Verfahren des Deutschen ist eben so boshaft und eben so schön. Der Affe fängt an, den Käse zu beschneiden und zu wägen:

„Hier ist mein Messer, hier die Waage;

„Seht selber auf das Zünglein hin,

„Und merkt, wohin es überschlage!

„Nicht wahr, zur Rechten? — „Ja!„ —

„Schon gut! den Augenblick

„Soll ihm geholfen seyn.„ — Flugs schneidet  
er ein Stück

Vom rechten Theile weg, und schiebt es in den  
Rachen.

„Wie stehn die Schaalen nun?„ — Die linke hat  
zu viel —

„Gleich wollen wir sie leichter machen!

Dies Spiel wiederholt der Richter so oft, bis ihn die Partheien bitten, sich wegen dem kleinen Unterschied, in Ansehung des schon halb verzehrten Käses, nicht länger zu ermüden, aber der Richter ist ein ordentlicher Mann, der sich ein Gewissen macht, dem einen oder dem andern nur um ein halbes Gran Lort zu thun.

Er hilft den Schaalen noch mit manchem neuen  
 Schnitte,  
 Hier was die Spize hält, dort einer Erbse groß. —  
 „ Steht nun das Zünglein in der Mitte? „  
 Vollkommen! auf ein Haar! — „ So! werfet  
 nun das Loos.

Diese komische Beschreibung des schelmischen Richters, der noch mit scheinbarer Gewissenhaftigkeit Erbsen große Stückchen von dem Käse abschnüpfelt, den er schon halb verzehrt hat, übertrifft alle Züge in der französischen Fabel, aber das Ende ist noch schöner.

Ach! Schwester! sagt die eine Kaze  
 Ich lasse dir zu wählen frei. —  
 Recht gut! nun ist es einerlei —

erwiedert die andere, und nun glaubt man fertig zu seyn, aber man ist's noch nicht. Die französische Gerechtigkeit spottet zwar noch der Parthien, aber das sollte sie nicht thun, weil es wirklich unschicklich ist, so ungern wir auch diesen letzten Vers noch missen würden: doch der Deutsche weiß uns dafür schadlos zu halten, ohne seinen Richter eine Unschicklichkeit begehen zu lassen. Dieser bleibt sich immer gleich, aber er weiß seine Sachen doch so einzurichten, daß auch der ganze Käse sein bleibt. Wer zahlt, spricht er:

Wer zahlt mich erst für mein Bemühen?  
 Erlauben sie, daß ich auch mir mein Recht  
 verschaffe.

Wie viel mag jetzt das Restchen sein?  
 Nicht wahr? ein Drittel von dem Kapitale?  
 Das zieh ich für die Sporteln ein.

Von den übrigen Fabeln des Verfassers haben wir jetzt nicht nöthig mehr zu sagen, da man aus dieser einen schon seinen eigentlichen Ton als Fabeldichter kennen lernen kann; aber wir übergehen auch die poetischen Briefe und Elegien, so vorzügliche Stellen sie auch enthalten, um uns über die Erzählungen nach dem Ariost weiter erklären zu können, die nicht nur die Lieblingsstücke des Dichters zu seyn scheinen, sondern in denen er auch seine ganze Kunst am meisten gezeigt hat.

Es ist wahr, daß alle diese Erzählungen nicht nur nachgeahmt, sondern zum Theil wörtlich übersetzt sind, aber man muß selbst im hohen Grade Dichter seyn, um so übersetzen zu können. Zwar gehört die Erfindung des Ganzen und der meisten einzelnen Züge immer dem Ariost, außer daß Hr. N. einige Erzählungen anders als Ariost, in dessen Gedicht sie verwebt sind, zusammen setzen mußte: allein es lohnt sich der Mühe zu bemerken, mit welchem feinen Dichtergefühle der Deutsche die Züge des Italiäners auffaßte, mit welcher Beurtheilungskraft er einige ausmalte, die jener versteckt hatte, zu einigen neue hinzusetzte, und andere wegließ, diesen ein frisches Colorit gab, und jenen ganz neue Farben aufstrich, und so die meisten verschöbert in seine Sprache übertrug. Das Vergnügen dieser Beobachtung wollen wir unsern Lesern wenigstens durch die Vergleichung einiger Stellen zu machen suchen.

In der ersten Erzählung: Richard und Melisse: kommen bereits Stellen vor, die mit unnachahmlicher Kunst verschönert sind. Wem die Erzählung aus dem Ariost bekannt war, dem mußte im voraus für den Uebersetzer halb bange werden,  
wie

wie er wohl die Empfindungen Melissens gegen Bradamanten in eine Sprache übertragen würde, in der sie, wörtlich übersetzt, äußerst undelicat klingen mußten. Herr N. aber hat ihnen nicht nur einen andern Ausdruck, sondern auch eine Wendung zu geben gewußt, durch die sie weit gefälliger werden, als sie im Original sind, ohne etwas von ihrer Naiveté zu verlieren. Mit welcher Geschicklichkeit ist nicht das Gleichniß: *Come l'infermo acceso di gran sete &c.* das sich im Deutschen gar nicht lesen ließe, verfeinert? Und der Zug, da Melisse bei der ersten Entdeckung der vermeinten Verwandlung fliehen will, S. 3 I. wie weit schöner ist er, als alle muthwillige Schlüpfrigkeiten, die Ariost bei dieser Gelegenheit anbringt? Freilich kommt gleich darauf jene sehr boshafte Anmerkung über das weibliche Geschlecht, die Ariost auch nicht hat, aber man verzeiht sie dem Dichter leichter, da er sich vorher so bescheiden aufgeführt, und nun die Anmerkung zu einem Uebergange in der Erzählung nöthig hatte. Und was könnte man ihm nicht um des Ausgangs willen verzeihen, der alle Personen so glücklich zusammen bringt.

Der komische Anfang der Erzählung: Galwine; die lustige Beschreibung der Klosterbrüder zu Dunstan, die drolligste Anrede des Abts gehören Hrn. N. allein; aber die Aeußerungen Reinholds über das schottische Gesetz, das jedes Mägdchen zum Tod verdammt, welches einen Liebhaber allein bei sich finden ließ; diese Aeußerungen, die so eigentlich rittermäsig sind, lassen sich fast im Italianischen besser lesen, als im Deutschen. Dafür ist aber weit schöner, wann Reinhold die guten Mönche fragt:

Scheint euch, was ich behauptete, wahr?  
 Und diese lächelte: Herr Ritter! Das ist  
 klar —

Als wann Ariost bloß sagt: Rinaldo hebbe il consenso universale. Auch ist die Erscheinung Hermanns nach dem Gefecht überraschender und ruhrender hier angelegt, als im Original die Erscheinung Ariodants, obgleich die folgende Erzählung des Ritters fast bloß übersetzt ist: aber nachgeholt hat der Deutsche, was der Italiäner vergaß, nemlich die Abschaffung des harten schottischen Gesetzes, die Reinhold nach seinem Versprechen bewürkte, und die den Beschluß so komisch macht, als den Anfang.

Einen trefflichen Beweis, daß Hr. R. nicht nöthig hatte, Schönheiten von Ariost zu borgen, giebt das edle Gleichniß in der Erzählung: Alcimens Insel S. 77. durch das die Beschreibung von der plötzlichen Vernichtung des Zauber Schlosses, in dem Rudiger auferzogen wurde, vollendet wird.

Wie, wann aus Aetnens Eingeweide  
 Die heiße Lave sich ergießt,  
 Und ihr ein troziges Gebäude  
 Den ungefähren Weg verschließt,  
 Sie anfangs seinen Fuß, sich theilend, rund  
 umfließt,  
 Dann, wie der Sichelstreich, es plötzlich in  
 sich schlinget,  
 Und auf den ebenen Raum mit grassem Strohme  
 dringet:  
 So suchet Rudiger von seinem Fall betäubt,  
 Vergebens eine Spur, die von dem Schlosse  
 bleibt.

Ueber-

Ueberhaupt sieht man in dieser Erzählung den Dichter am meisten, er mag von Ariost abweichen, oder ihm treu bleiben. Zwei schönere Verse giebt es wohl nicht, als diese, in denen der Ort beschrieben wird, wo Rudiger auf Alcimens Insel sich zur Erde niederließ S. 85.

Nicht weit davon, wo eine Quelle plaudert  
Und über Kiesel rollt, und unter Blumen zaudert,

Wirft sich der Ritter hin —

In der Beschreibung der Insel selbst ist zwar Hr. N. dem Ariost meistens gefolgt, aber er hat kleine Züge weggelassen oder hinzugehan, wodurch sie noch reizender wird. Man sehe zur Probe die Strophe im Ariost:

Tra le purpuree rose, e i bianchi gigli,  
Che tepid aura freschi ogn' hora serba;  
Sicuri si vedean lepri e conigli,  
E cervi con la fronte alta e superba,  
Senza temer; ch'alcun gli uccida o pigli,  
Pascano, o stiansi rumindo l'herba.  
Saltano i dami, i capri isuelli e destri,  
Che sono in copia in quei luoghi campestri.

Und hier die Uebersetzung:

— — Die laue Luft durchzieht  
Der Duft der Rose, die hier immer wieder  
blüth,  
Und keinen Nord erlebt, und keinen Winter  
sieht,  
Im Rosmaringebüsch, im Auendelreichen  
Grase  
Hüpft der Kaninchen Brut, sitzt der vergnüg-  
te Hase.

Die

Die Stirne von Gemeihen schwer  
 Liegt wiederkäuend an des Lammes Seite  
 Der stolze Hirsch, und, nie des Jägers Beute,  
 Jagt die gefleckte Gemß einher.

Man sieht hier unerinnert, warum Herr Nic. geändert, warum er das Bild der Rosen ausgemalt, ein Rosmaringebüsch hingepflanzt, und den letzten Zug im Original ganz weggelassen hat. Selbst wo er aus weniger wichtigen Ursachen, wie zuweilen des Reims wegen, etwas ändern muß, weiß er uns wenigstens schadlos zu halten. Aus dem schönen Bilde Ariosts Str. 75.

Volan Scherzando i pargoletti amorì —  
 Di lor vittorie altri godendo lieti  
 Altri pigliando a faettare i corì  
 La mira quindi, altri tendendo reti,  
 Chi temprà dardi ad un ruscel più basso  
 E chi gli aguzza ad un volubil fasso —

sind zwar nicht alle Züge übergetragen, aber wer darf deswegen sagen, daß es nicht in der Uebersetzung eben so vollendet sei:

Man siehet in der Wipfel dünnes Laub  
 Mit Vögeln untermischt die Liebesgötter fliegen!  
 Der freuet sich ob seinen Siegen,  
 Und jener lauscht auf einen Raub.  
 Die neuen Pfeile schnitzt der eine,  
 Der andre schleifet sie an dem benezten Steine.

Allein daß Hr. N. an andern Orten ganz dem Original gleich bleibt, daß er oft schlechterdings nur copirt, ohne ans verbessern zu denken, und dann doch alle Leichtigkeit und alle Grazie des Originals erreicht, dies ist bei nahe größeres Verdienst, als wenn er durchaus seinen Dichter verbessert

bessert hätte. Im ganzen Bilde Alcimens, diesem Meisterstück des Malers, ist zum Beispiel kein Strich verwischt worden: selbst das kleine reizende Gleichniß Ariosts Cant. VII. Str. 14. *Come onde al primo margo Quando piacevol aura il mar combatte &c.* ist unnachahmlich übersezt, selbst, was bloßes Spiel des Pinsels scheinen könnte, ist nachgemalt, aber wo sieht man nur einmal, nur am schwankenden Umriß einer Linie, daß die Hand des Copisten gezittert habe? —

Die rührendste unter den Erzählungen ist Zerbini und Bella; aber gleich im Anfang kommt ein komisches Gleichniß vor, daß so ganz in Ariosts Geschmack gedichtet ist, daß man darauf schwören sollte, es gehöre ihm, und doch gehört es Herrn Nicolai. Roland hatte die zwölf Räuber in der Höle, in welcher er Vellen fand, in einen Haufen zusammen gejagt, und zum Theil unter der Marmorplatte eines Tisches begraben, unter der sie sich heulend wieder hervor zu arbeiten strebten. Roland steht vor ihnen, wie, sagt Hr. R. Th. III. S. 30.

Wie, wann das Kind aus einer Falle  
Das eingesperrte Mäusenest  
In Gegenwart des Raters Stück für Stück  
entläßt,  
Er vor der Klappe sitzt und laurend, und sie alle  
Im Sprunge mit der Taze schlägt  
Und spielend und behend die ganze Brut erlegt:  
So stehet mit des Tisches ausgerisnem Fuße  
Der Graf. Wie jeder nur die Schnauze zeigt  
Empfängt er ihn —

Dies komische Bild ist nicht nur an sich trefflich vollendet, sondern auch an diesem Ort sehr flug ange-

angebracht, weil es dem Mitleiden zuvor kommt, das wir sonst mit den Schurken haben würden, die so wenig Mitleiden verdient haben. Aber ein eben so schönes, wo nicht noch schöneres Gleichniß, hat Hr. N. dem Ariost an statt eines andern untergeschoben, das dem seinigen bei weitem nicht gleich kam. Jeder Leser Ariosts denkt gewiß nicht ohne Lachen an die tragikomische Lage, in welcher Zerbin nach dem Gefecht mit Marsisen sich in Bereitschaft setzt, seine gewonnene Beute, das alte häßliche Weib zu übernehmen, besonders wann er sich zugleich des Kupfers im Berliner Kalender vom Jahre 1772 erinnert, wo Chodowiecki diese Situation so unnachahmlich geschildert hat. Marsise ist weggeritten, Zerbin soll sein Wort halten, das alte Weib treibt ihn, aber da steht er —

L'erechie abassa, come vinto e franco  
Destrier, c'ha in bocca il fren, gli sporni al  
flanco.

So sagt Ariost, aber Hr. N. fand das Gleichniß für diese Gelegenheit nicht schicklich, und wer sieht auch den guten Zerbin nicht lieber in dem seinigen. Da steht er bei ihm,

Dem Hunde gleich, dem man das Fell begoffert,  
Und der an Schweiß und Ohren wie gelähmt,  
Ziert, trieft, sich schüttelt, duckt und schämt:  
So krümmt er sich, da er den Gaul besteiget,  
Drabt vor der Alten her, und schweiget.

So ist auch das Gleichniß von dem Hunde, den ein von Räubern hingeworfenes Brod zum Stillschweigen bringt S. 49 viel feiner und vollständiger im Deutschen ausgemahlet, als im Italianischen

schen Cant. XX. Str. 139. und wieder ein anders S. 55, das den Kampf Terbins mit Petron auf eine sehr edle Weise beschreibt, gehört ganz Hrn. R. Die Geschichte, die Petron von seinem Bruder erzählt, besonders die Geschichte jener traurigen Nacht, in welcher er durch List gezwungen wurde, seinen Freund zu ermorden, ist bei dem Deutschen viel rührender als bei dem Italiäner, ungeachtet nichts wesentliches geändert ist. So gehts aber bis zum Ende hinaus, daß Ariost fast durchgehends verschönert ist, weil der Deutsche die Erzählung erst zusammen setzen mußte; deswegen nimmt sich auch hier der Ausgang besser aus, als im Original. Freilich war es unmöglich, das rührende Gemäld, das Ariost von dem sterbenden Terbin und der unglücklichen Vellamacht, zu übertreffen, aber es ist Verdienst genug, daß er uns so innig, wie er, den ganzen Jammer des Augenblicks mit fühlen läßt,

Da ihr Terbin an ihre Brust gelehnt,  
 Noch mit dem letzten Blick ihr Liebe winket,  
 Sich zitternd auf dem Schoße dehnt,  
 Und kalt und starr zurücker sinket.

Mehr werden wir nun nicht anzuführen haben, um zu beweisen, daß Herr Nicolai als Dichter und Nachahmer betrachtet gleich vortrefflich sei. Der Nachahmer, der die feinsten Ideen des größten Dichters nicht nur so treu in eine andere Sprache übertragen, der sich so gar diese Ideen in der ersten Gestalt, in der sie sich in dem Geiste des Dichters hervordrängten, darstellen, und auch das daraus bilden kann, was jener oft daraus zu bilden verhindert wurde, der Nachahmer muß selbst einen grossen Theil des Geistes besitzen, der auf seinem  
 Origi-

Originale ruhte. Wann es Hrn. Nik. gefällig ist, uns noch einige der schönsten Episoden in dem grossen Werk des Italiäners auf diese Art eingekleidet zu liefern, so werden wir eine Uebersetzung des ganzen Werks füglich vermissen können, da es in seiner eigenen Form ohnehin niemals so ganz nach dem Geschmack unserer Nation seyn kann, wie nach dem Geschmacke der Landsleute des Verfassers.

Eine kleine Anmerkung über die Versart, der sich Herr Nikolai bedient hat, können wir zum Beschluß nicht zurück halten. Das freiere Metrum, das er gewählt hat, scheint uns wohl immer schicklicher und angenehmer, als die octave rime des Originals, die bei aller Veranderlichkeit, deren sie fähig sind, doch am Ende langweilig werden müssen. Auch hat er die Freiheit, die er dadurch erhielt, vortreflich zu Hervorbringung eigener Schönheiten benutzt, denn es kommen nicht wenige Stellen vor, wo der Gang und der Fall seiner Verse die Empfindung, die ausgedrückt werden soll, so auffallend richtig, und doch so ungezwungen natürlich bezeichnet, daß ihre Wirkung auf den Leser ungemein dadurch verstärkt wird; aber wir sind doch auch auf Verse gestossen, deren Zusammensetzung uns allzu unharmonisch schien, als daß sie besonders unter andern, die im höchsten Grade harmonisch sind, ein feines Ohr nicht beleidigen sollten. Th. III. S. 108 kommt ein solcher Vers:

Er faßt sie, reißt sie zu sich auf sein Kopf, und  
flieht.

S. 110 ein anderer:

Die wider das geschworne Paar die Zunge  
spizet.

Wir wissen nun wohl, wie wenig dem Dichter wegen einiger unharmonischen Versen ein Vorwurf gemacht werden kann, da er im Feuer der Arbeit wohl andere Dinge zu thun hat, als Sylben zu zählen, aber wir dächten doch, eine Bitte an unsere Dichter könnte bei dieser Gelegenheit nichts schaden, daß sie auch hierauf ihre Aufmerksamkeit wenden möchten, besonders da wir ohne Wielands Musarion und einige einzelne Episteln gar kein in dieser Versart geschriebenes Werk haben würden, das in dieser Rücksicht so fehlerfrei wäre, als die meisten sonst weiter nicht bessere Werke unserer Nachbarn über dem Rhein, denen wir doch wirklich so gern in allen Stücken den Vorzug strittig machen möchten.



## Deutsches Musäum

vom Julius bis December 1779.

Periodische Schriften von der Art, wie das Deutsche Musäum ist, wann sie nur einen mittelmäßigen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, verschaffen uns meistens den Vortheil, daß wir den Zustand unserer Litteratur im Ganzen theils leichter, theils vollständiger übersehen können, als wenn wir aus einzelnen Werken nach den verschiedenen Fächern unsere Bemerkungen ausziehen,

1 B. 2 St.

D

und

und aus diesen erst unser Urtheil über das Ganze zusammen setzen müßten. Sie sind Magazine, in die der Kaufmann jeder Art seine Waare — freilich oft verlegene — der eigentliche Gelehrte seine Entwürfe, der unternehmende Agioteur seine Speculationen, der Philosoph einzelne Bemerkungen, die einmal Fugen eines Systems werden können, der schöne Geist, der gern Philosoph seyn wollte, Auszüge aus den Systemen anderer, die sich in seinem eigenen Kopf zusammen gefügt haben sollen, der wizige Kopf seine Einfälle, der Dichter die Foetus seines Ingenii, oft ungeleckt, der Reisende seine Beobachtungen, der Kritiker abgefallenen Feilstaub, der Sammler seine Raritäten und der Anfänger in jedem Fach die ersten wichtige Entdeckungen niederlegt, die er schon in seiner zarten Jugend gemacht hat. Sie können also für den Beobachter nie gleichgültig seyn; denn wenn sie gleich nicht den wichtigen Einfluß auf den Geschmack der Nation haben, auf den sie zuweilen Ansprüche machen, so sind sie doch meistens sehr richtige Thermometer dieses Geschmacks, die das Steigen und Fallen desselben, oft ehe es noch erfolgt ist, gewöhnlich aber gleich nach dem Erfolg ziemlich zuverlässig angeben. Die Verfasser eines unserer besten Journale, der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften, haben daher angefangen, das Deutsche Musäum, welches offenbar das wichtigste dieser Magazine ist, zum Gegenstand ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit zu machen, und der Zweck dieser Schrift, nebst der Rücksicht auf den bestimmten Zirkel unserer Leser, giebt uns Ursachen genug an die Hand, eben das zu thun. Wir müssen uns aber nothwendig vorher erklären, wie weit wir im Stande seyn werden, uns dabei einzulassen.

So wenig wir von den bereits erschienenen vier Jahrgängen dieser periodischen Schrift etwas nachholen können, so wenig wird es uns möglich seyn, alle Aufsätze der folgenden Stücke mit gleicher Aufmerksamkeit zu beurtheilen. Theils nimmt das Musäum vermög seiner Einrichtung Beiträge auf, die gar nicht in die litterarische Fächer einschlagen, auf die wir vorzüglich Rücksicht nehmen; theils stößt man nicht selten auf Stücke, die offenbar nur den leeren Raum ausfüllen sollen, und nirgends in der Welt zu einer andern Absicht gebraucht werden könnten, theils werden zuweilen Fragmente grösserer Werke, oder herausgehobene Sätze aus dem Gewebe eines noch nicht ausgebildeten Systems eingerückt, über die man, ohne das Ganze vor sich zu haben, nicht mit Bestimmtheit urtheilen kann. Mit den ersten können wir uns nicht abgeben, die andere hoffen wir nie zu der Absicht nöthig zu haben, zu der sie allein brauchbar sind, und die übrigen belohnen selten die Mühe einer ausführlichern Untersuchung. Aber dies Magazin enthält auch nicht wenige Stücke, die als vollendete Arbeiten angepriesen werden dürfen, und dann freilich noch mehr andere, die als solche angekündigt werden, ohne es zu seyn; enthält einzelne Bemerkungen, die der Aufmerksamkeit jedes denkenden Kopfs würdig sind, weil ihre Berichtigung oder Bestätigung einen sehr ausgebreiteten Einfluß haben kann; aber auch wieder andere, die mit der lächerlichsten Selbstgefälligkeit von ihren Erfindern als wichtig ausgegeben werden, ohne auf der Welt etwas zu bedeuten, enthält Entdeckungen aller Schätze, die dem Kenner höchst willkommen sind, aber auch Entdeckungen, um die sich niemand bekümmern darf, ein so lautes *εὐρηκα* auch der Kinder dabei schreien mag:

und von allem, was nur unter diese Gattungen gehört, soll unsern Lesern der gehörige Bericht erstattet werden. Da wir jetzt bei den letzten Stücken dieses Jahrs anfangen, so hoffen wir auch in Zukunft gleichen Gang mit dem Musäo halten zu können, wenn wir gleich zuweilen etwas nachzuholen haben werden.

Julius. Das erste Stück: Rosalia — eine Erzählung von einer jungen Dame, ist — eine artige Erzählung von einer jungen Dame, die hundert junge Herren nicht halb so artig gemacht haben würden. Die Nachrichten von Samuel Foote betragen zwar mehr als einen Bogen, aber schwerlich würde man den Herausgebern des Musäi einen Vorwurf gemacht haben, wenn sie das ganze Stück solchen Nachrichten von dem witzigsten, boshaftesten, launigsten und gutartigsten Sonderlinge, von einem solchen Beobachter gesammelt und von einer solchen Feder beschrieben, eingeräumt hätten. Wenigstens die ächteste und entschlossenste Bewunderer unserer alten deutschen Litteratur werden den dritten Beitrag, den Herr Eschenburg dazu geliefert hat, jetzt zuverlässig an der Seite dieser Nachrichten langweiliger finden, so willkommen er ihnen zu jeder andern Zeit und an jedem andern Orte gewesen seyn möchte. Er enthält den ausgezogenen Inhalt eines alten poetischen Romans aus den Zeiten der Minnesinger mit der Aufschrift: Vom Ritter Wigamur, den Herr Lesing unter den Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel gefunden, und Herr Eschenburg mitgetheilt hat. Das Gedicht verdiente wirklich noch eher bekannt gemacht zu werden, als andere, die man uns seit einiger Zeit als Denkmale alter Kunst zur Bewunderung aufgedrungen hat; aber

aber es mag hohe Zeit seyn, daß einmal einer unserer alten Litteratoren, dessen Stimme von Gewicht ist, etwa Herr Eschenburg selbst, die Begriffe unserer jungen Welt von dem Werthe dieser Denkmale aus der alten berichtigte. Es ist unstrittig gewiß, daß nicht nur, wie Herr Eschenburg sagt, unsere Litteratur, Sprache und Dichtkunst, sondern auch unsere Geschichte, sehr viel dadurch gewinnen kann, wie dann wirklich in das Museum selbst schon einige solcher Beiträge eingerückt sind, die gewiß dem Geschichtsforscher eben so willkommen, oder noch willkommener waren, als dem Sprachforscher und Dichter; auch läugnen wir nicht, daß sich Herr Bodmer und Breitinger durch die Herausgabe der Manesischen Sammlung ein immerwährendes Verdienst erworben haben; aber höchstlächerlich ist's, alle diese Vortheile ohne Unterschied sich von jedem alten Gedichte zu versprechen, das ein glücklicher Zufall der Vergessenheit entrissen, und irgend ein schalkhafter Genius in die Hände eines jungen Litterators gespielt hat, um über den Thoren lächeln zu können, der eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben glaubt. Dies kam wirklich seit einiger Zeit zu oft vor, als daß wir bei diesem Anlaß ganz davon hätten schweigen können; wir behalten uns aber ausdrücklich das Recht vor, zu einer andern Zeit noch nachdrücklicher davon zu sprechen.

Die Nachrichten von Rousseau's letzten Tagen werden jedem Bewunderer des grossen Mannes angenehm seyn; auch wohl die kleine Probe braminiſcher Weisheit S. 69, eine Stelle aus dem Gesezbuch der Gentoos, wenn nicht die Anmerkungen dabei ein Muster des impertinenten, nichts sagenden und alles entscheidenden Tons wären,

durch den unsere Aſterphilosophen ſich Aufmerkſamkeit zu ertrozen glauben. Der ſechſte Brief eines Reiſenden an den Herrn Droſt von L. B. iſt ſo unterhaltend, als die vorhergehende, und die Beſchreibung von der Geſchichtskarte Herrn Fulda in Herrn Seybolds Brief S. 80 wird wenigſtens für einige Leſer ſehr intereſſant ſeyn. Herr Fulda iſt gewiß der Mann, der eine ſolche Karte am beſten entwerfen und ausführen könnte, da ſich durch lange Gewohnheit tabellarisch zu denken, ſeine ganze Seele zu einer einzigen groſſen Karte aller Ränntniſſe gebildet haben muß, aber wir zweifeln, ob die Geſchichte gerade durch eine ſolche Karte am beſten gelehrt werden könne, da wir überzeugt ſind, daß die tabellarische Methode für die wenigſten Anfänger in der Geſchichte, wie in jeder andern Wiſſenſchaft taugt.

Auguſt. Silviuſ, ein ſehr reizendes Jagdgedicht, oder vielmehr nur Fragment eines Jagdgedichts, von Herrn Blum eingerückt, und ſeiner Verſicherung nach die jugendliche Arbeit eines Edeln, der ſich durch Schriften und Thaten längſt unter uns bekannt gemacht hat. Daß es jugendliche Arbeit iſt, ſieht man zwar nur wenig im Gedicht ſelbſt, aber deſto ſichtbarer, daß es in einer frühern Periode unſerer Dichtkunſt — wahrſcheinlich in derjenigen, in welche Gleißs Frühling fiel, verfertigt iſt. Selbſt der Bau der Hexameter, die beinahe alle den damals gewöhnlichen Vorſchlag haben, verräth es. Einige kleine Unrichtigkeiten hätte der Herausgeber wohl mit gutem Gewiſſen verbessern dürfen, als wann z. B. faſt immer der Silviuſ für Silvius geſetzt wird, welches höchſt widrig klingt; dem ungeachtet aber verdient das Ganze gewiß bekannt gemacht zu werden. Freilich

lich nicht aus dem seltsamen Grunde, durch den sich Herr Blum zu der Bekanntmachung des Fragments gedrungen fühlte, um nemlich eine Lücke in unserer vatterländischen Litteratur damit auszufüllen. Eine Lücke in unserer Litteratur auszufüllen — was man sich doch gewöhnen kann, wunderlich zu sprechen? Wenn also jemand Besenbindergedichte heraus gäbe, so würde er auch eine Lücke in unserer vatterländischen Litteratur ausfüllen; denn unseres Wissens haben wir auch noch kein Gedicht, worin das Besenbinden ex professo behandelt würde, und der Gegenstand ist so national, als die Jagd, wenn er gleich etwas unedler scheinen möchte.

Aber lieber Besenbindergedichte in das Museum eingerückt, wenn ja nicht bessers zu haben ist, als Auszüge aus dem Leben Klaus Narren mit so langen Vorreden, wie S. 145 eine steht! der Auszugmacher — uns ist leid, daß es Herr Meißner ist — fühlte selbst, daß er eine Schwachheit begienge, da er den Bogen, den er vielleicht für das Museum füllen mußte, mit so schalem Zeug verderbte, deswegen bemühte er sich, den Leser durch eine wizige Vorrede zu bestechen; aber er hätte zugleich fühlen mögen, daß Wiz eine unverbesserliche Sache nur schlimmer macht, insonderheit, wann er, wie in der Vorrede, mit Trivialitäten spielt. Und doch wieder lieber Auszüge aus Klaus Narren, lieber alle Werke von Klaus Narren in das Museum eingerückt, als die marternd langweiligsten Beschreibungen von den grossen Feierlichkeiten, die bei dem Friedensfeste und bei dem Einzuge des Erbprinzen von Braunschweig Halberstadt in Aufruhr brachten, wie sie von S. 177 bis 192 mit allen Urkunden in Prosa und

Reimen belegt, zu lesen sind. Da ist zu lesen, wie die Kirche mit Maien ausgeschmückt war, wie sich die Kinder das Haar aufgesetzt hatten, wie das Te Deum unter freiem Himmel von den Inwohnern und vielen tausend Fremden in einem grossen geschlossenen Kreise gesungen wurde, und wie hernach die Versammlung nach einer kurzen Predigt in schönster Ordnung aufs Schloß zog. Ferner, wie am Tage des Einzugs vom frühesten Morgen an alles in Halberstadt in Bewegung war, und wie doch der Prinz beinahe der Kutsche voll Rathspersonen, die ihn einholen sollten, und freilich am schwersten in Bewegung zu setzen seyn mochten, zuvor gekommen wäre: und wie die Bürger in blau mit gelben Westen und Beinkleidern vor der Kutsche herritten, und die Schützengilde ein paar Salven gab, und unter fröhlichem Vivatrufen dem Prinzen ein Kranz und ein Band daran, und zum Beschluß ein Carmen überreicht wurde, das nebst einer Cantate, die dem Prinzen noch bei Fackeln die Bürgerschaft brachte, hier in extenso eingerückt ist. — Schöne Beiträge zur Geschichte unseres Geschmacks, die der Herausgeber der ersten periodischen Schrift der Nation in seine Sammlung aufnehmen darf! Aber der Geschmack mag wohl in den verschiedenen Gegenden Deutschlands verschieden seyn, und wir wissen vielleicht nur nicht, wie viel Leser des Musai an solchen Sachen eine herzliche Freude haben. Sollten die Herausgeber dies aus Erfahrung versichert seyn, so erbieten wir uns dienstfreundlichst, aus der Beschreibung des dritten Jubelfests der Universität Tübingen und einiger alten Heimführungsfeierlichkeiten, item einer sehr raren Huldigungssolemnität, die in unserer Hand sind, Auszüge für sie machen zu lassen, die sich

im Musäo so gut als die Halberstädtische ausnehmen, und sie vielleicht weniger kosten sollen.

Die Beschreibung einiger alten Dramatischen Werke Rudolphs von Bellinkhaus S. 145, von Herrn Lichtenberg, enthält eine höchst bittere aber auch so lachende Satyre über einige Thorheiten unserer Genies, daß selbst diejenigen, die sich getroffen fühlen, mitlachen sollten: hingegen das Verhör über einen Recensenten in der allgemeinen Deutschen Bibliothek von Herrn Wos S. 158 ist wohl bitter genug, aber nichts weniger als lachend. Freilich hat der Recensent einige Blößen gegeben, die hier ohne Schonem aufgedeckt werden, aber Herr Wos würde doch seiner Sache ein günstigeres Vorurtheil erweckt haben, wenn er nicht geglaubt hätte, durchaus alles an der Recension tadeln zu müssen, und sich nicht zuweilen erlaubt hätte, einen Spas an statt jenes Grundes anzubringen. Denn weiter als Spas soll es doch nicht seyn, wenn er z. B. den Ausdruck des Berliner Verbesserers: Du mit dem Silberbogen, Gott! mit dem Aufruf eines Präceptors vergleicht: Du mit der Peruque, Junge. Eine solche Blöße sollte kein Richter bei dem Verhör eines Delinquenten geben, dessen Advokaten, wann sie anders überhaupt die Competenz des Fori erkennen, ihn so leicht darüber chikaniren könnten.

Im September des Musäi kommen zwar, dem Himmel sei Dank! keine Beschreibungen von Feierlichkeiten und keine Auszüge aus Claus Narren vor, aber auch keine Beschreibung von Lichtenberg. Emma ist der Pendant zu Rosalia von eben der Verfasserin: Die Nachrichten von der Holländischen Ostindischen Kompagnie S. 199

interessiren nur die Herren Bewindhaber der Gesellschaft; das kleine Gedicht: die Fürsten S. 219 mögen die Herren, die es angeht, beherzigen; Der Aufsatz mit der Ueberschrift: Sterne und Chodowiecki S. 220 ist eine lange Declamation über — Sterne und Chodowiecki; ein Brief von Sulzer an Gleim S. 240 kann nichts wegen des Inhalts, wenn schon sehr viel um seines Verfassers willen, zu bedeuten haben; Junker Jobst und sein Fischteich S. 242 ist leider! nur zu wahre Satyre; aber ein Brief über den Religionsunterricht S. 244 enthält neben vielen zu wenig bestimmten Bemerkungen einige sehr hell gedachte, sehr philosophisch entwickelte, und sehr gut ausgedruckte Begriffe. Unter diese gehört wirklich der Begriff, den sich der Verf. von der Religion macht, wann er sie eine Fertigkeit nennt, unsern innern Antrieben und Beweggründen eine Richtung auf Gott zu geben, das heißt, die guten und schädlichen Folgen der Handlungen zu wollen und nicht zu wollen, nicht wegen ihrer Nützlichkeit und Schädlichkeit allein, sondern in so ferne sie der Wille des Schöpfers sind. Dies ist gewiß das Wesentliche der Religion, aber desto wunderbarer ist's, daß der Verf. diesen Begriff nicht gleich im Anfange seiner Abhandlung zum Grunde gelegt hat, wodurch er seine Voraussetzungen viel heller und bestimmter hätte darstellen können. Man würde dann nicht weniger schwankende Vorstellungen von dem, was er die weinerliche und die tragische und die fröhliche Religion nennt, bekommen haben, sondern auch der Werth jener Betrachtungsart, die er die fröhliche Religion nennt, würde dadurch von selbst in einem weit hellern Lichte erschienen seyn. Ueberhaupt glauben wir es schon nicht wenigen philosophischen Aufsätzen dieser Art, wie sie

ſie in ſolchen Sammlungen vorkommen, angeſehen zu haben, daß ihre Verfaſſer erſt unter dem Schreiben auf den beſtimmten Begriff von der Sache kamen, über die ſie uns belehren wollten, und zuweilen lieſſe es ſich durch Hilfe einer psychologiſchen Analogie ſelbſt in beſondern Zügen, nach welcher Folge von Ideen, durch welche Wendung ihrer Vorſtellungen, oder durch welchen glücklichen Zufall ſie endlich auf dieſen Begriff ſtießen, von dem ſie freilich zuerſt hätten ausgehen ſollen —

Das Gedicht S. 263 über Chodowiecki's Calas hat ſehr rührende Stellen, nur ſcheints oft zu ſichtbar, daß ſich der Dichter in den Affect hineinzwingt. Flammen, die wie Schwefelſammen brennen, ſind wohl nicht nachdrücklicher, als gemeine Flammen und das Inner Innerſte, das ſie erfüllen, iſt wohl nicht ſtärker, als das Innerſte ſchlechtweg. Den Beſchluß macht ein Stück aus den Briefen des Reiſenden an den Droſt von P. B. und einige Anekdoten, die man mit Vergnügen lieſt.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

---

## Poetiſche Blumenleſe

auf das Jahr 1780.

Göttingen bei Dieterich!

Muſenalmanach für das Jahr 1780.

heraus gegeben von Voß und Götting.

Es iſt ſchon irgendwo im erſten Stücke dieſer periodiſchen Schrift bemerkt worden, daß die  
vor-

vorzüglichsten Produkte aus der gegenwärtigen Epoche unserer vatterländischen Dichtkunst in unsern Musenalmanachen zu finden sind, deren Anzahl sich nach und nach vermehrt hat. Unsere vorzüglichsten Dichter bereichern und schmücken diese Sammlungen mit ihren Beiträgen: Wir finden aber auch zugleich noch unbekannte Namen unter vortrefflichen Stücken, die bereits den gebildeten Dichter verrathen, so daß wir nicht nur den gegenwärtigen Zustand unserer Poesie, sondern auch unsern Reichthum in diesem Fach am sichersten aus dem Inhalte dieser Sammlungen schätzen können. Ja, da auch unsere meisten Anfänger sich gewöhnlich der Welt zuerst durch die Herren Besorger unserer Musenalmanache vorstellen lassen, so ist es zugleich nicht schwer, aus ihren Probstücken den Ton des nächstkommenden Dichtergeschlechts einigermaßen im Voraus zu errathen, und auf diese Art zugleich einen Theil der Zukunft zu übersehen, der uns doch nicht ganz gleichgültig seyn kann. Wenigstens werden wir in den folgenden Anmerkungen über die beiden beträchtlichsten Sammlungen dieser Art, die Göttinger und die Bopische darauf Rücksicht nehmen, wann sich eine Gelegenheit dazu anbietet.

Es würde höchst unbillig seyn, von solchen Sammlungen eine Vollkommenheit zu erwarten, die ihre Entstehungsart schlechterdings unmöglich macht. Vortreffliche Stücke können ihrer Natur nach nicht so häufig seyn, daß sich jährlich einige, wenn gleich nicht sehr grosse Bändchen damit füllen lassen; wann ihrer aber auch noch mehrere jährlich von der beträchtlichen Anzahl unserer Dichter erwartet werden dürften, so kommen deswegen nicht alle in die Hände der Herausgeber, die  
noch

noch überdies oft durch manche leicht denkbare und leicht entscheidbare Ursachen bei der Wahl der Stücke, welche in die Sammlung aufgenommen werden müssen, sich wider ihren Willen eingeschränkt sehen. Aber die bisherigen Herausgeber haben uns schon an eine gewisse verhältnißmäßige Vollkommenheit gewöhnet, die wir wohl ohne Unbilligkeit zum Maßstab unserer Erwartungen in Ansehung der neuen Sammlungen annehmen dürfen, da sie uns selbst dazu berechtigt haben. Sie haben indessen alle Jahre zwar nicht viele, aber doch einige völlig ausgearbeitete Stücke, die den Werth der Sammlung bestimmten, sie haben viele mittelmäßige aber mehrere gute Gedichte, und würcklich wenig ganz schlechte in ihren Almanachen bekannt gemacht; und nicht mehr und nicht weniger dürfen wir doch wieder zu finden hoffen: aber wenn sich jetzt in einer dieser Sammlungen unter hundert Gedichten kaum ein einziges ganz vortreffliches auszeichnete, wenn wir unter achtzig eckelhaft mittelmäßigen Stücken kaum zwanzig gute fänden, wenn sich Kästners erstes Sinngedicht wenigstens auf die meisten anwenden ließe, wenn — um alles auf einmal zu sagen — die Göttinger Blumenlese zum Leipziger Musenalmanach oder gar zur Schmidischen Anthologie herab zu sinken drohte, so würden wir doch sagen dürfen, daß unsere Erwartungen getäuscht seien. Und dies, so leid es uns seyn mag, dies müssen wir jetzt würcklich von dieser Blumenlese für das Jahr 1780 versichern.

Es ist wider unsere Gewohnheit, und wider die Absicht dieser Schrift, ein Urtheil, das nur im mindesten ungünstig scheinen könnte, ohne Beweis hinzuschreiben, deswegen sind wir bereit,  
selbst

selbst in Ansehung einzelner Gedichte die Gründe dafür anzuführen, wo sie nöthig sind, denn bei nicht wenigen, denen das Gepräg der Schwachheit und der Mittelmäßigkeit zu sichtbar aufgedrückt ist, wird wohl niemand welche von uns verlangen.

Das zweite Stück, Epistel an Phoebé von Herrn Pfeffel, gehört zwar unter die besten der Sammlung, und in Ansehung des leichten Gangs der Verse, und des sehr glücklichen Ausdrucks mancher Gedanken überhaupt unter unsere gute Gedichte dieser Art; aber um vortrefflich zu seyn, fehlt offenbar den Gedanken Neuheit des Anstrichs und dem Gang jene feine Wendung, ohne die man die schönsten Verse bei aller ihrer Leichtigkeit — vielleicht selbst um ihrer Leichtigkeit willen — langweilig findet. Diese beide Erfordernisse gehören daher zum eigenen Charakter der Epistel, die sich eben dadurch von andern Dichtungsarten unterscheidet, daß sie alltäglichen Gegenständen die Farbe der Neuheit, und solchen, deren Darstellung nach unserm eigenen Gefühl mit Schwürigkeiten verknüpft ist, den Schein der Leichtigkeit giebt. Aber Herrn Pfeffels Epistel hat so wenig Neuheit, seine Vorstellungen folgen so sehr in der gewöhnlichen Reihe nach einander, seine Erzählung ist so gar leicht erfunden, daß es sehr natürlich zugienge, wann wir bei den schönsten Versen nicht das Vergnügen empfanden, das wir sonst immer im Voraus von Stücken erwarten, unter denen sein Name stehet. Diese Erfahrung werden zuverlässig viele seiner Leser gemacht haben, wenn sie gleich die Ursache davon nicht gerade aufsuchen wollten. Mit größerm Vergnügen wird gewiß jedermann das vierte Stück, die Liebesgötter von Mam. Gatterer gelesen haben, das in seiner

seiner Art vortrefflich ist. Die Beschreibung der beiden Amors haben viel schöne Züge, aber der launigte Beschluß:

Gott erleucht' euch, Mägdchen! wann ihr  
wählt,  
Daß ihr nicht den rechten Mann verfehlt!]

giebt dem ganzen Liedchen ein Leben, das jene Züge viel reizender macht, als sie sonst seyn würden. Mamsf. Gatterer hat auch in den Bosischen Musenalmanach einige sehr artige Gedichte eingerückt, die wir, offenberzig zu gestehen, allen ihren schon gedruckten weit vorziehen, und eben deswegen nicht erwartet hätten.

Die folgenden Stücke, ein Paar Epigramme, das steinerne Eiselein von Zimmermann, und der Liebesdurst von Seckendorf, sind sehr uninteressant, wenn gleich das eine von den Epigrammen, der Pfif, sehr drolligt gedreht, und die Zweideutigkeit im Schluß des Seckendorfschen Gedichts schlau genug verschleiert ist. Die Romanze, Kätschen und Maris, die noch überdies schon einmal in einer solchen Sammlung gedruckt ist, hat schlechterdings nichts poetisches, als die Reime, und die Erdichtung ist sehr gemein. Unsere Romanzendichter sollten doch wissen, daß eine gereimte Mordgeschichte noch keine Romanze ist, da wir an einigen Bürgerischen und Stollbergischen vortreffliche Muster in dieser Dichtungsart haben. Indessen müssen wir dem Verfasser dieses Stückes doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er durch den Beschluß der Romanze die Fehler des Ganzen gut gemacht haben würde, wenn sich solche Fehler durch irgend einen Ersaz gut machen ließen. Das Liedchen mit der Ueberschrift: Ly-  
dia

dia S. 40 gehört unter die guten in der Sammlung, aber das folgende Epigramm von Herrn Langbein auf ein Frauenzimmer, das zum ersten mal in einem Concert sang, unter die mittelmäßigsten Impromptus. In diese Klasse gehört nun wohl das nächste Lied von Herrn Edward nicht eigentlich, das nach einer nächtlichen Zusammenkunft gesungen seyn soll, aber es ist zu wenig Originelles darin, als das es sich auszeichnen sollte. Vielleicht mag es sehr natürlicher Ausdruck der Empfindung des Dichters in seiner damaligen Lage seyn, aber man hat uns diese Empfindungen schon zu oft in eben dem Tone vorgeleiert, und sie sind so wenig von den Empfindungen jedes Menschen unterschieden, haben so wenig individuelles, daß man nichts mehr dabei fühlen kann. Daß der Dichter gern die unaussprechlich süßen Stunden zurück wünschte, in denen er Dora an seine Brust drückte, und Quaal und Lust aus ihren Blicken trank, und im Taumel versunken, seine Blicke vor Entzückung trunken, wild umher taumeln ließ, glauben wir herzlich gern, aber gerade das würde jeder anderer an seiner Stelle auch gethan haben. Daß die beiden Liebende bei dieser Zusammenkunft sich über Raum und Zeit schwangen, unter tausend Flammentüssen nichts als Himmel und Unsterblichkeit fühlten, und erst nach der Trennung inne wurden, daß sie noch nicht im Himmel waren, und nur den Lohn der Tugend von ferne gesehen hatten; dies würde freilich nicht jedermann wiederfahren seyn; aber wir sind das auch schon von unsern Siegwarts gewohnt, und niemand wird mehr sonderlich dadurch erbaut. Das Beste, was solche Herren thun könnten, die weder neue Empfindungen auszudrücken haben, noch den gewöhnlichen einen

neuen

neuen Ausdruck zu geben wissen, wäre immer, wenn sie sich an dem Beifall der Person begnügen ließen, die Antheil an ihrer Empfindung nimmt, wenn es anders eine solche Person in der Welt giebt: denn wir müssen ohnehin immer schlecht von dem Liebhaber denken, der neben dem Beifalle seines Mädchens noch den Beifall der Welt wünschen kann. Das folgende Sinngedicht von Herrn Engelschall, das Lied an den Mond, wenn es gleich von einer Nemilia ist, und alle die übrigen, die den Raum bis S. 53 einnehmen, sind zu sichtbar mittelmäßig, als daß es der Mühe lohnte, davon zu reden, wenn man nicht Herrn Bernbuchs Nachtigallenlied ausnehmen will, das eine sehr artige Wendung hat; aber S. 53 kommt ein Gedicht mit der Ueberschrift: Falsche Neue— von einem ungenannten Verfasser, das nach Herrn Bürgers Manier, aber im wahren Liederton gesungen, sich vorzüglich auszeichnet. Fast war uns, als ob wir es bereits an einem andern Orte gelesen hätten, aber mag es schon gedruckt seyn oder nicht, immer verdient es wegen seines populären Tons, der nie ins Niedrige sinkt, wegen des leichten Ausdrucks, der nie, oder äußerst selten matt wird, und wegen der wahrhaftig herzlichen Empfindung, die durchaus darin herrscht, ohne in Empfindelei auszuarten, ausgehoben zu werden. Der Talisman von einer Mamsell Karoline, die Muttertändeleien von Mad. Bürger, die Romanze, der Spieler, verdienen auch noch bemerkt zu werden, und die Vögel von Herrn von Seckendorf sind vortrefflich versificirt, wenn nur die Bilder ein wenig mehr bedeckt wären. Noch zwei andere Gedichte von diesem Verfasser, „Die Unentschlossenheit und eines am letzten Tage des Jahrs“, gesungen, verrathen einen sehr glücklichen

Viederdichter; aber nun muß man sich durch eine Sandwüste von Mittelmäßigkeit durcharbeiten, die kaum zuweilen durch die Drolligkeit eines Sinngedichts, in der Mitte durch einen schönen Endymion nach Tassoni, und am Ende durch zwei treffliche Gedichte von Herrn Bürger unterbrochen wird. Wenn auch Herr Bürger seinen Namen nicht beigesezt hätte, so würde ihn doch jedermann errathen haben: denn diese Gedichte, wenigstens das letzte „Untreue über alles“, konnte nur er machen. Der Gedanke des Lieds ist so schön durchgeführt, der Ausdruck so innige Sprache des Herzens, das Steigen der Empfindung so richtig bezeichnet, daß man nicht müde wird, es zu lesen; und doch können wir nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einiger kleinen Flecken zu gedenken, die wir nicht nur bei diesem Gedichte, sondern bei Herrn Bürgers Manier überhaupt bemerkt zu haben glauben. Herr Bürger weiß auf eine ihm eigene Art Situationen bis auf die kleinsten Züge auszumalen, oft durch die kleinsten aber treffendsten Züge auszumalen, die den Leser im Voraus zu der Empfindung vorbereiten, die er in ihm erregen will. Der Anfang dieses neuen Gedichts ist ein Beweis davon, und gewiß auch Beweis von der Wirkung, die dadurch hervor gebracht wird: aber irren wir uns wohl, wann wir glauben, daß Herr Bürger seine Situationen zuweilen — nicht zu sehr ausmalt, aber mit Zügen ausmalt, die nicht genug Mannichfaltigkeit haben, daß er seine Beschreibungen zu sehr dehnt, oft so gar nur wiederholt, daß er überhaupt den Leser zu lang bei der Situation verweilen läßt, ehe er sie benutzt, und auf diese Art seine Empfindungen zu lang vorher spielen läßt, ehe er sie wirklich beschäftigt. Begierde, sich dem Volksmäßigen zu nähern,

hern, mag ihn oft unbemerkt dazu verleiten; aber unter dieser Begierde kann sich oft die bloße Lust versteckt haben, irgend ein schönes Bild auf mehr als einer Seite herum zu drehen, und die Leser, denen es sonst entwischen könnte, aufmerkamer darauf zu machen. Freilich sind Herrn Bürger's Bilder gewöhnlich nicht bloß schön, sondern auch neu: denn wer wird z. B. das Bild in dem Gedicht nicht reizend finden?

„Wie Beere zu Beeren an Trauben des Weins  
So reichten wir Küsse zu Küssen in eins.“

Aber wir würden es schon reizend gefunden haben, wenn er es auch nicht in den nachfolgenden Versen noch weiter ausgemalt, auch nicht noch Trauben von Küssen, und so gar einen Weinstock der Liebe vor uns hingezaubert hätte. Volksmäßiger kann das Gedicht unmöglich dadurch werden, so wenig als das *Cia Popeja*! Das zweimal darin vorkommt, und durch den herzlichen Schwur: bei Ja und bei Nein! der Herrn Bürger schon an einigen andern Orten zu einem Reime verholpen hat: aber dies letzte sind ohnehin Kleinigkeiten, die der Bemerkung unwerth sind.

Allein dies treffliche Gedicht kann nun nicht Ersatz für den übrigen grössern Theil dieser Sammlung seyn, den wir angezeigt haben. Wir sind uns nicht bewusst, ein einziges gutes Stück mit Stillschweigen übergangen zu haben, außer ein kleines Liedchen: Dank mit Hymen bei Phryens Verheirathung: eine Antwort auf das Billet doux eines Dichters, ein Sinngedicht von Wagner über die bekannten Worte Heinrichs IV, und einige von Kästner, aus denen man aber

zum Theil den witzigen Mann nur so sieht, wie seinen Namen unter seinem Bilde auf dem Titelkupfer; aber wenn wir auch noch mehrere angezeigt oder übergangen hätten, so würden wir doch noch Gründe genug zu Rechtfertigung des Urtheils haben, daß diese gegenwärtige Sammlung an Güte der vorjährigen und der heurigen Bofischen bei weitem nicht gleich kommt. Den letzten Theil dieses Urtheils wird die Durchsicht des Bofischen Musenalmanachs, von dem wir unsern Lesern noch Nachricht zu geben haben, hinreichend rechtfertigen.

Es mag zu dieser Absicht genug seyn, wann wir nur die vorzüglich guten Stücke in dieser Sammlung ausheben, deren grössere Anzahl allein schon ihren Vorzug beweist. Das erste Lehrgedicht: die Wünsche: würden wir nun zwar nicht unter die vorzüglich guten setzen, aber es hat Schönheiten genug, um an keinem Orte, wo es sich finden möchte, unbemerkt übergangen zu werden. Eben so wird der Burlesketon der Dedicatio an den König von Siam, S. 9, wenigstens verursachen, daß man über das Ding lacht, wenn schon das Plumpe der Satyre, die darin herrscht, nicht jedermann gefallen sollte, ungeachtet wir glauben, daß feinere Satyre hier am unrichtigen Orte angebracht wäre. Aber die Fabel: Minos und der Schatten, S. 14, hat in Ansehung des Versbaues, der Wendung der Erzählung, und der Vorbereitung der Moral das höchste poetische Verdienst. Schon der Anfang, der uns so schnell an den Ort der Handlung versetzt:

Wer warst du auf dem Narrenrund?  
Sprach Minos einst im Dichtertone,

Zu weiland einem Erdensohne,  
 Der blaß vor seinem Sopha stund.  
 „Narr mit!“, erwiedert ihm der Schatten,  
 „Doch ach! zu späte nahm ichs wahr.“

läßt uns einen vortrefflichen Erzähler erwarten,  
 und der Fortgang übertrifft noch unsere Erwartung.  
 Mit welchem Witz ist nicht der überraschende Aus-  
 gang der Geschichte des Schattens angelegt, dem  
 sein Weib, da seine zwölf Talente verschwunden  
 waren, keine Treue mehr schuldig zu seyn glaubte.

„Und ich — hier grif er nach der Stirne —  
 „Herr Minos! du verstehst mich schon;  
 „Wo lebt der Ehemann, der nicht zürne  
 „Wann diese juckt?“, — Mit Fleh'n und  
 Drohn  
 „Bat ich mein Weib, sich zu befehren.  
 „Umsonst, sie wollte mich nicht hören,  
 „Und als es einst zu Puffen kam,  
 „Schlug sie vier Zähne mir in Rachen.  
 „Nun übernahm mich Wuth und Gram:  
 „Ich riß vom Puztisch meines Drachen  
 „Ein Pudermesser, und — erstach —  
 „Das Weib?“, dazu war ich zu schwach! —  
 „Mich selbst! — Ich Pinsel! aber ach!  
 „Könnt ich ins Leben wiederkehren,  
 „Ich liesse mich nicht mehr bethören.

Man erwartet nun freilich, da Minos den Nar-  
 ren, der durch Erfahrung klug geworden seyn  
 wollte, wieder in das Leben zurück kehren ließ,  
 daß er sich wieder bethören lassen würde, und rich-  
 tig traf es auch ein. Zurück kam er, mit zwölf  
 neuen Talenten, die ihm Minos verschafft hatte —  
 fand seine alten Freunde — kurz

Fand, wie Hiob, alles wieder  
Noch mehr — die Urne seines Weibs „

war ein Philosoph, verschwendete sein Gold ohne  
Weib, und nahm, um den Verlust zu ersetzen,  
einen reichen alten Drachen, der ihn zu tod  
marterte.

Denn einst kam er berauscht nach Haus  
Da stieß sein Dämon mit der Krücke  
Zum Stubenfenster ihn hinaus.  
Der arme Tropf brach das Genicke.

Dies sah nun wohl der Leser voraus, auch wohl  
den Richterspruch Minos, der die Moral enthält;  
aber sie schöner ausgedrückt zu finden, als sie  
hier ausgedrückt ist, konnte er nicht hoffen:

Sobald er vor der HölLEN Rath  
Zum andern mal mit scheuem Blicke,  
Und marmorirtem Schädel trat.  
Sprach Minos: „Führt ihn zu Megären,  
„ Die strafe seinen Selbstbetrug:  
„ Nur Weise kann Erfahrung lehren,  
„ Die Thoren macht sie niemals flug.

Unmöglich könnte sich das reizendste Gedicht schö-  
ner schliessen, wann noch, statt des X mit fünf  
Sternchen, der Name des Verfassers unten stünde.

Eben so schön, obgleich weit bitterer, ist eine  
andere Fabel von Herrn Göding, S. 23, die Ober-  
stelle: und der Verfasser des neuen weltlichen  
Lieds: Die Brombeersucherin, S. 26. Herr Hens-  
ler der Jüngere ist dem Tone dieser Gattung treuer  
geblieben, als man von unserem witzigsten Epi-  
grammatisten hätte erwarten sollen. Die Erinne-  
rungen am Geburtstage, S. 41, von Reichart ha-  
ben

ben bei der innigsten Sprache der ächten unverkennbarsten Empfindung, die hier gewiß den Dichter machte, einen so rührend schwermüthigen Ton und doch einen so starken Ausdruck, daß wir nur wenige Lieder kennen, die wir diesem vorziehen möchten. Welch' eine sanfte Fühlbarkeit herrscht nicht in diesen Wünschen und in diesen Klagen?

Daß die Zeit so schnell verfloß,  
Wo mich ein Nichts mit Wonne lezte  
Ein Steckpferd mich mehr ergötzte  
Als jezt mein edles treues Roß!

Wo heiter ich und unbekannt,  
Von Reu und Harm noch nicht umfangan,  
Der Wünsche heißestes Verlangen  
In jeder Drechslerbude fand. —

Nun schwand des ersten Daseyns Glück,  
Das leider! mich nur kurz berauschte,  
Und ach! für seine Puppen tauschte  
Ich andere Puppen vom Geschick.

Uneingeweiht in Trug und Hohn,  
Voll von der Unschuld Erstgefühlen,  
Glaubt ich mit Kindern noch zu spielen,  
Spielt aber, ach! — mit Menschen schon.

Sie stahlen meinen frohen Muth,  
Sie wucherten mit meinem Leben,  
Sie schwächten meiner Seele Streben,  
Und mischten Gift mir in mein Blut.

Sehr komisch sticht gegen dies schwermüthige Liedchen eine sehr boshafte Fabel: der Sprosser: von Göcking ab, die unmittelbar darauf folgt, und dann die noch weit boshaftere Satyre in dem Gedicht mit der Ueberschrift: Will auch'n Genie

werden. Zwar gehört keine sonderliche Kunst dazu, die Thorheiten der litterarischen Sekte, die darin an den Pranger gestellt wird, lächerlich zu machen, aber mit so lachendem und doch so bitterm Spott werden sie doch noch selten heimgesucht worden seyn. Der Verfasser hat sich aber weislich gehütet, seinen Namen hinzusetzen, ob er gleich kennbar genug ist. — Die Geschichte vom heiligen Weihnachtsabend, S. 56, hat sehr viel einzelne schöne Züge, aber man erwartet vom Beschluß mehr als man findet, dagegen findet man in der sehr artigen Erzählung: Der Fund: S. 75, von Mamsf. Gatterer mehr als man erwartet. Ein ganz Henslerisches Epigramm, S. 85, müssen wir abschreiben.

### Männer- und Weibertreue.

#### Die Frau.

Mehr als die Männer noch sind Weiber treu,  
wie Gold,

Dies zeigen auf der Stelle  
Frau Artemisia und hundert andre Fälle.

#### Der Mann.

Gemach, ihr Weiber! wenn ihr wollt!

Auch wir, wir haben schöne Fälle.

Holt' Orpheus nicht sein Liebchen aus der  
Hölle,

Und welche Frau hat ihren Mann geholt?

Das Soldatenlied von Herrn Voss, S. 87; die Epistel von Herrn Jacobi an Lottchen zu ihrem Namenstag S. 89, und das Lied von Herrn Göling an seinen Erbpokal bei der Verheirathung seiner  
seiner

seiner Schwester, S. 91, sind in ihrer Art vortreffliche Stücke. Aber so anziehend insonderheit Herr Gockings Familienton im letzten ist, so bald verschwindet der Eindruck davon bei einer Fabel von Herrn Pfaffel: Der Pfau: S. 98, die ausserordentlich schön ist.

Der Juno stolzer Vogel bat  
Den Jupiter im Götterath  
Ihn zum Monarchen zu erheben:

— — — — —  
Wohlan! sprach Zeus, der oft die Thoren  
Zum Spas erhört, magst König seyn!  
Er sprach: mit rauschendem Gefieder  
Fuhr plötzlich in den Cedernhain  
Der neue Grosssultan hernieder,  
Und nahm den Thron des Adlers ein.  
Der Sumpel und der Staar hofieret,  
Ihm in gereimten Schmeichelein,  
Minervens Kauz philosophiret  
Ob der Verwandlung. Aber schnell  
Erhascht der Geyer ihn beim Fell,  
Und schleudert ihn von seinem Throne  
In einen Sumpf. —  
Respekt, ihr Schurken! rief erbittert  
Der Operschach, vernehmts und zittert:  
Ich bin — „Ein eitler Narr bist du!“,  
Der König Pfau von Gottes Gnaden —  
„Hoho! wer machte dich dazu?“,  
Kronion — „Poffen! Gaskonaden!  
Versezt die wilde Schaar, und lacht,  
Es ist schon lange nicht mehr Mode,  
Dass Jupiter Monarchen macht.,,  
Und hactt nun vollends ihn zu Tode.

Beißender kann wohl keine Satyre seyn, als die Satyre dieser Fabel, aber gewiß auch keine schöner gedreht. Wir wünschten übrigens, daß Herr Pfeffel, von dem in den vorjährigen Musenalmanachen verschiedene eben so vortreffliche Fabeln stehen, sich entschliessen möchte, sie zusammen heraus zu geben. Warum hat doch der Mann nicht die Dreistigkeit gewisser anderer Ehrenmänner, die durch ein Paar wohl aufgenommene kleine Stücke in solchen Sammlungen einen Beruf bekommen zu haben glauben, uns sogleich mit ihren sämtlichen Werken zu beschenken, da er so viel andere Eigenschaften hat, die ihnen fehlen? — Einige Stollbergische Gedichte in dem Musenalmanach übergehen wir geflissentlich, ungeachtet sie unter die trefflichsten gehören, weil sie auch unter ihren herausgegebenen Werken stehen, die eine ausführlichere Anzeige verdienen; indessen können wir uns nicht enthalten, vorläufig den zwei Oden an den Tod von den beeden Brüdern das wärmste Lob zu ertheilen, das die theilnehmendste Empfindung jedem fühlenden Leser abzwängen muß. Wann der eine von den edeln Brüdern, nachdem er sich den erhabenen Vorstellungen der höhern Freude, die nach dem Tode unser warten, eine Weile überlassen hat, seine Freunde anredet:

Zürnt ihr Geliebte! hab' ich dann dem Tode  
 Daß er komme, gerufen? Schlingt, wie Weinlaub  
 Nicht um meiner nervichten Jugend Glieder  
 Sich die Gesundheit?

Dennoch, wosfern ich mich nicht täusche, tönt mir  
 Wie der Nachtigall Lied des Todes Name,  
 Wird mir auch sein rauschender naher Fittig  
 Schwanenflug tönen?

und

und wann ihm nun der andere Bruder antwortet:

Siehe, schon schwebt er! — ha, ich kenne deines  
Sittigs Todesgesang: mich schreckt nicht, Droher!  
Deine Rechte! Trennung von meinem Lieben,  
Droher, die schröckt mich!

Leben, o leben will ich! wenn gleich oftmal  
Schwarze Wolken mich hüllen. Schwestern,  
Freunde,  
Leben! mein braunlockiges Weib! mein  
Bruder!

Leben! o leben!

Aber wenn — doch der Menschheit Loos verbeut  
es —

Wenn zugleich dem vertrauten Häuflein winkte,  
Er, der Ruhegeber! ich sah ihn lächelnd:  
Bruder! er schröckt nicht!

Wer fühlt nicht auffer der Macht der Dichtkunst  
noch die weit stärkere Gewalt der edelsten Empfin-  
dungen, über denen man vergißt, daß sie vortreff-  
lich ausgedruckt sind? Dies vergißt man nun zwar  
nicht bei einem folgenden Gedicht von Herrn Gö-  
cking, S. 164, mit der Ueberschrift: Mein höchster  
Wunsch: denn in diesem hebt der gefällige Aus-  
druck die Empfindungen so merklich, daß wir die  
Hälfte der Wirkung auf seine Rechnung schrei-  
ben dürfen; aber sie sind deswegen an sich nichts  
weniger als gemein. Ueberdies bekommt das Ge-  
dicht dadurch noch ein eigenes Interesse, daß man  
Herrn Göcking zum Leben darin gemalt sieht;  
denn wer kann wohl ohne Theilnehmung ein Bild  
von Kantchens Liebhaber betrachten, wann es ihn  
uns auch nur von einer Seite zeigen sollte?

Gebhard von Schwarzenhagen, S. 169, von einem Fräulein von H. (oder Fr. von H.) ist eine schauerliche Romanze; aber Arete von Overbeck, S. 190, das lieblichste kleine Liedchen, das Amor einem liebenden Mägdchen hätte einhauchen können. Herr Jacobi hat unter andern Gedichten, von denen wir schon eines erwähnt haben, auch eine Fabel: Die Nachtigall und der Stiegliz, S. 193, eingerückt, die sich vorzüglich auszeichnet. Die Moral ist nicht nur sehr verständlich, sondern auch sehr richtig: aber mit Herrn Jacobi Erlaubniß müssen wir auch seinem Stiegliz das Recht wiederfahren lassen, zu gestehen, daß seine Bemerkung von unsern Herrn Virtuosen fast im buchstäblichen Verstand wahr sei. Und wenn dies gewiß ist, wie er selbst zu gestehen scheint, so brauchen es eben nicht gerade Lotterbuben zu seyn, die sich darüber lustig machen, sondern lose Gesellschaften, wie sie der Stiegliz nennt, können es auch thun. — Von Herrn Lessing sind einige Sinngedichte aus der ersten Periode seines poetischen Lebens gesammelt, die er wohl nicht selbst zum Druck übergeben hat, aber ein neueres auf den Herzog Ferdinand, als er die Rolle des Agamemnon's spielte, ist seiner desto würdiger. Ein anderes von Herrn Sangerhausen, S. 136, ist so drollig, daß wir es zum Beschluß noch hieher setzen wollen.

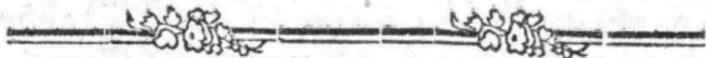
### Das beste Weib.

Das beste Weib, das je ein Erdensohn  
Geküßt hat, oder künftig küßt,  
War Eva, wie ihr alle wißt.  
Doch kostet' ihr erster Geburtstag schon  
Den guten Adam eine Ribbe.

Dies

Dies sind jetzt nur die vorzüglichsten Stücke dieser Sammlung, in der noch mehrere, die man nicht unter die mittelmäßigen rechnen kann, enthalten sind. Indessen beweisen diese gewiß den Vorzug dieses Musenalmanachs vor allen andern; wir hoffen aber so gar, daß auch diese Sammlung einen noch größern Grad der Vollkommenheit mit der Zeit erreichen werde. Wenn es wenigstens nur überhaupt möglich zu machen wäre, daß sich nichts mittelmäßiges in solche Sammlungen einschliche, so würden alle äussere Umstände dieser am günstigsten seyn. Natürlich werden immer die Dichter, die sich fühlen, und die das Publikum dafür erkannt hat, ihre Beiträge lieber hier einrücken, wo sie ihnen gute Gesellschaft versprechen können, als in andere Sammlungen, bei deren Anblick sie so oft erröthen müssen, als sie ihren Namen darin gedruckt finden. Wenn nun die Herren Herausgeber, denen das Publikum gewiß genug Beurtheilungskraft zutrauen darf, um das Mittelmäßige vom Guten, und auch das Gute vom Bessern unterscheiden zu können, nur einige Jahre hindurch besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden wollten, so dürften sie sich wahrscheinlich nicht nur auf die Beiträge unserer vorzüglichsten Dichter und unserer besten Köpfe, deren viele stolz genug sind, sich eben nicht in die Bekanntschaft unserer lesenden Welt zu drängen, sondern wahrscheinlich auch darauf verlassen, daß unsere Anfänger und unsere Dichterlinge von selbst aufhören würden, sie mit unreifen Arbeiten zu verfolgen, wenn der Platz mit Werken der Meister besetzt wäre. Für jene könnte man Sammlungen genug anlegen, da es wirklich Schade seyn würde, wann alle verlohren giengen; aber dann würden wir

wir doch eine haben, die der Nation wahrhaftig Ehre machte, indem kein anderes Volk eine ähnliche aufweisen könnte.



Zur endlichen Beruhigung unserer  
Pädagogen, ein Antrag an Könige, Fürsten,  
Regierungen und Minister. Leipzig bei  
C. F. Schneidern 1779.

Wenn sich gleich unser Zeitalter durch die pädagogische Bemühungen mehr ausgezeichnet, wenigstens mit pädagogischen Bemühungen mehr Aufsehen gemacht hat, als jemals vor uns geschehen ist, oder wahrscheinlich nach uns geschehen wird; wenn es gleich beinahe Wahrzeichen aller unserer Modeschriftsteller geworden ist, daß sie unsere neuerrichtete Erziehungsanstalten mit ihrem uneingeschränkten Beifalle beehren, oder wenigstens in die hundertjährigen Klagen, über die alte Weise, nach der wir und unsere Väter gebildet worden sind, einstimmen müssen, wenn gleich endlich nach den Hoffnungen, welche sie sich nicht scheuen zu äußern, durch die Bemühungen und Anstalten bereits der Grund zu einer ganz neuen, weit klügeren, besseren, männlicheren Nachwelt gelegt worden seyn, und das Horazische — *aetas pejor avis, mox data progeniem vitiosorem* — das von seiner Zeit an immer in dem Munde aller alten Narrköpfe war, dadurch auf ewig zu Schanden gemacht werden soll; ungeachtet

geachtet aller dieser wenn gleich, scheuen wir uns doch nicht öffentlich zu gestehen, daß wir das meiste, was hierin zu unserer Zeit geschehen ist, für die Geschichte unserer Litteratur viel zu unwichtig hielten, als daß wir nur — und dies ist gewiß das stärkste, was wir sagen könnten — als daß wir nur in dieser periodischen Schrift ein Wort darüber verlihren sollten. Von der ersten Periode dieser Erscheinung an, da Basedow unsere Nation aus der Schlassucht, in der sie seiner Meinung nach begraben lag, mit seiner Stentorsstimme aufschrie, um sie auf seine Wunder aufmerksam zu machen, durch den ganzen Zeitraum hindurch, in dem er sie durch die Kupfer bei seinem Elementarwerk unterhielt, und Brandschazungen ausschrieb, um an einigen hundert Zöglingen seine Methode — auf ihre Kosten — versuchen zu können; war es bei einer mittelmäßigen Kenntniß der Menschen überhaupt und der Nation in besondern nicht schwer voraus zu sehen und voraus zu sagen, daß alles, was dadurch ausgerichtet werden könnte, nicht halb des Geschreys werth seyn würde, das dabei erhoben wurde. Der Erfolg hat dies Urtheil jezt schon so bestätigt, daß es gewiß nicht der Mühe werth ist, auf weitere Erfahrungen zu warten, die ohnehin, da sich die Schwärmerei der Philanthropinisten jezt abgekühlt hat, nicht häufig mehr vorkommen dürften. Marschling und Heidesheim sind — wieder so unbekante Namen, als sie vorher waren, ehe Bahrdt seinen Siz in ihnen aufschlug: und wann das Dessauische Philanthropin Bestand hat, (den es sich doch bei der ganzen Lage seiner Umstände und seiner Einrichtung, bei den Abwechslungen, die es bereits erfahren hat, und bei dem ungewöhnlich hohen Preis

Der

der von den Zöglingen gefodert wird, und der bei einem Philantropin und bei den vielen Beiträgen, die Herr Basedow vom Publiko gefodert und erhalten hat, völlig unerklärlich ist, nicht auf lange Zeit versprechen darf,) so hat es ihn nicht der Güte der Anstalt und der daselbst eingeführten Methode, sondern einzig der Meinung unserer Landsleute zu danken, daß sie für so viel Geld doch etwas bekommen, und im schlimmsten Falle ihre Kinder in Dessau doch wenigstens nicht schlechter als an andern Orten erzogen werden dürften. Dies letzte wollen wir selbst von Herzen gern eingestehen; aber da wir auch gerade weiter nichts davon zu sagen, also weiter nichts dawider einzuwenden und nichts davon zu hoffen haben, so würde es nicht der Mühe werth seyn, deshalb davon anzufangen, wenn uns nicht die kleine Schrift, die wir gern aus andern Rücksichten bekannt machen wollten, dazu veranlaßt hätte.

Um recht offenherzig zu seyn, müssen wir im voraus gestehen, daß wir diese Kleinigkeit nicht deswegen anführen, weil wir sie einer allgemeinen Aufmerksamkeit würdig hielten, sondern blos deswegen, weil wir selbst nicht wissen, was wir daraus machen sollen. Es ist— wenigstens für uns— noch nicht aufgelöstes Räthsel, ob der Verfasser dieses Antrags an König, Fürsten, Regierungen und Minister im Ernst oder im Scherz gesprochen hat, ob sein Vorschlag ehrlich gemeint oder Satyre ist? und wir glauben beinahe, daß es andern ehrlichen Leuten eben so gehen wird, wie es uns dabei gegangen ist. Da nun dem Publiko immer wenigstens etwas daran gelegen ist, gewiß zu wissen, ob unsere Schriftsteller wachend oder im Schlafe mit ihm sprechen, so ist ein Vorfall, bei dem

dem dies Wichtigste seiner Rechte geschmälert zu werden scheint, immer wichtig genug, seine Aufmerksamkeit wegen den Folgen, die er haben könnte, auf sich zu ziehen, wenn er sie auch sonst in keiner Rücksicht verdienen sollte: deswegen wollen wir unsern Lesern die Sache mit unsern Zweifelsgründen hier vorlegen und sie selbst darüber entscheiden lassen, wie es ihnen gut dünken wird.

Ohne Eingang und Vorrede erklärt der Verfasser so gleich, daß er nicht zu dem Haufen von Pädagogen gehöre, deren Anführer Basedow ist. „Ich hab's gelesen und durchdacht,“ fangt er an, „was unsere Pädagogen wollen. Ich tadle nicht das Herz, das zu der Menschen Wohl so warm in ihnen schlägt; (wir auch nicht) ich seh' es aber nicht, daß sie, was wahr und nützlich ist, uns lehren., (Wir sehen das in manchem, aber wir haben nicht gesehen, daß es etwas neues ist, was sie uns gelehret haben.)

„Wer schnell durch's dickste Gebüsch rennen soll, der muß,“ so haben sie, wie alle Welt es weiß, gesprochen, „sich nichts auf seinen Kopf aufthürmen. Dem Vogel, der leicht fliegen soll, dem muß man seine Flügel nicht mit schwerem Sande und Staube bekleben! — Wer schwimmen soll, der muß nothwendig leichter als das Wasser seyn! — Wer auch die steilsten Höhen zu ersteigen hat, der muß mit Klammern oder Hacken an Händen oder Füßen wohl versehen seyn! u. s. w. „ So und nicht anders spricht unser Mann, haben Pädagogen dieser Zeit bald hier bald dort philosophiert, und die horchende Welt hat laut und überlaut geschrien: Sie haben Recht. Diese Philosophie ist aber nach seiner Mei-

nung völlig wider die Natur, die dem Hirsche, ungeachtet er die dicksten Gebüsch durchstreichen muß, ein hohes und zackiges Geweih aufgethürmt, die dem fliegenden Schmetterling die Flügel mit einem lästig scheinenden Puder bestreut, und den Gemsen weder vornen noch hinten Krallen gegeben hat: wenn also unsere Pädagogen ferner noch nach diesen ihren Planen unsere Knaben formen, wenn ihnen die Regierungen und die Fürsten ferner noch freie Hände dabei lassen; so ist, wie ihn dünkt, klar genug, daß unsere Kinder und unsere Bürger durch sie gebildet nichts anders werden können, als was Hirsche ohne Geweihe und Schmetterlinge ohne Schmuck sind.

Wider diese Tirade, die einige Seiten durchgeführt wird, und völlig in unserer neuesten Sprache geschrieben ist, haben wir nur die kleine Einwendung zu machen, daß kein Mensch einen bestimmten Begriff von der Pädagogik daraus bekommen wird, wider die der Verfasser eifert. Wenn die Metaphern, deren er sich bedient, in eigentliche Ausdrücke aufgelöst werden, so geben sie, was unsere meiste Metaphern geben, nichts als Wörter ohne Sinn; wenn man aber ja noch Menschenverstand hinzudenken will, so ist seine Befürchtung lächerlich. Wenn unsere Pädagogen das thun wollten, was er ihnen aufbürdet. — wir glauben aber nicht, daß sie den Einfall jemals gehabt haben, ungeachtet sie selbst in eben so groß scheinenden und dabei so leeren Ausdrücken gesprochen haben; so würde es unnöthig seyn, mit ihnen zu streiten. Sie würden mit allen ihren Bemühungen nichts wider die Natur ausrichten, und alles würde am Ende wieder seinen alten Gang gehen, wie es wahrscheinlich jezt auch gehen wird, wenn sie gleich wider die Natur arbeiten.

Wenn

Wenn der Verfasser an unsern neuen Pädagogen getadelt hätte, daß sie zu weit ausholen, um einen Sprung auf ebenem Boden zu thun; daß sie hohe Gerüste aufbauen, ohne ein Haus dahinter zu haben, an dem sie bauen können; daß sie, anstatt alte Anstalten zu verbessern, neue einführen wollen, die sich nicht ausführen lassen; daß sie mit Geschrei thun, was im Stillen sicherer, wirksamer und dauernder gethan werden könnte; so würde ihn jedermann verstanden haben; und im Grund laufen doch alle seine Klagen darauf hinaus. Die völlige Anlage zur allgemeinen Schulverbesserung, sagt er S. 12, sei seit Jahrhunderten in jedem Lande schon wirklich da, und unsere Pädagogen hätten nichts zu thun, als sie zu benutzen, und die bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und der jetzigen Sinnesart der Menschen bestmögliche Verbesserung der Schulen darauf zu bauen. Daß dies aber leicht möglich zu machen sei, will er selbst zuerst durch sein Beispiel beweisen, wenn man ihn in den Stand setzt, die Erfahrung zu machen: denn dies ist alles, was er vor der Hand von den Königen, Fürsten, Regierungen und Ministern verlangt.

Die allgemeine Schulverbesserung eines Landes, heißt es S. 13, erfordert keineswegs die große Sinnesänderung und die gewaltsamen Reformen, die unsere Pädagogen von den Fürsten, von den Regierungen und von den Bürgern heischen. — In der Jugend, und in jedem treuen Bemerkter der Jugend und der Natur liegen, wenn letzterer die zum Unterrichter und Erzieher nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt, schon Kräfte genug zur Schulverbesserung. Ich beklage mich, fährt er fort, deswegen auch nicht über den Mangel guter Lehrer, nicht über die Dürftigkeit, in der sie leben,

leben, nicht über die geringe Achtung, die sie genießen. Ich bin, die Schulmänner überhaupt genommen, mit ihnen zufrieden. Der tüchtigen und rechtschaffenen Männer unter ihnen sind in der Welt mehr als ich brauche: und wären ihrer weniger, so weiß ich, daß es in der Welt schon data giebt, um selbige ohne viele Umstände, zu bilden. Ich weiß auch, daß in der Welt, ja in jeder Schule, der Stoff schon ist, um der Lehrer Ansehen zu vermehren, ihre Lasten zu vermindern, und auch ihr Einkommen so zu vergrößern, daß Schulbedienungen beinahe die einträglichsten seyn müssen. (In Ansehung des letzten gestehen wir gern, daß der Verfasser mehr weiß, als wir.)

Aber nicht nur gegen die Schulmänner, denen doch unsere neue Pädagogen, freilich aus leicht zu errathenden Absichten, sonst so wenig gut sind, sondern auch gegen unsere Könige, Fürsten und Regierungen, mit denen überhaupt unsere Gelehrten so wenig zufrieden sind, ist der Verfasser so billig, als man nur von ihm verlangen kann. Er will nicht über ihr Unvermögen klagen; nicht über ihren Geiz schreien. Er will weder aus ihren Kassen Zuschuß, noch von ihren Unterthanen Beiträge zu dem Entwurfe seiner allgemeinen Schulverbesserung; und doch sollen ohne ihre Beisteuer die Lehrer der Schulen stärkere, ja zwei, dreifach stärkere Gehalte haben als jetzt: und doch soll auch jede Schule ohne ihre Beisteuer das eigentliche Seminarium nicht nur für gute Schullehrer und gute Catecheten, sondern auch für geistliche Redner haben. Wie, und durch welche Mittel dies im Besonderen bewirkt werden soll, steht nun freilich nicht da, aber der Verfasser will auch nicht bloß auf dem Papier, sondern auch in der That

zeigen, was er zu thun im Stande ist; deswegen fordert er Fürsten, Minister und Regierungen auf, ihm eine Schule zu geben, der er auf drei Jahre als Lehrer dienen könne, und sich in dieser Schule und in dieser Zeit durch die That von allem belehren zu lassen, was er zur Verbesserung der Schulen vermöge.

Diese Forderung ist eines vernünftigen und billigen Mannes schon für sich nicht unwürdig, aber die Bedingungen, durch die er sie einschränkt, und die Bestimmung dessen, was er in dieser Zeit in dieser Schule wirken will, zeigen noch mehr, daß nur ein vernünftiger Mann die Forderung machen konnte. Er will zuerst jede Schule annehmen, sie mag katholisch oder protestantisch, klein oder groß, mit vielen oder wenigen Lehrern besetzt, in viele oder wenige Klassen getheilet seyn: denn er will diese Menschenwelt vollkommen so nehmen wie sie überall ist. Er will die Schüler so gemischt bleiben lassen, wie sie jetzt gewöhnlich sind, fähige nämlich neben unfähigen, grössere neben kleineren, muthwillige neben gesitteten: er will alle Lehrer der Schule, die man ihm anvertrauen dürfte, in ihrem Amte, in ihren Würden und in ihrem vollen Gehalte lassen, er will ihnen allen mit frohem Herzen Liebe und Ehrerbietung beweisen; nur dürfen sie sich, und das ist billig, nicht wider seinen Willen mit dem Unterrichte der Schüler beschäftigen, die ihm übergeben sind. Zusehen dürfen sie ihm, rathen ebenfalls, und seinetwegen loben oder lästern, sogar in Gegenwart der Schüler; nur soll kein Lehrer der Schule, kein Geistlicher überhaupt, und also auch kein Consistorium ihm in Schulsachen zu gebieten haben. Dafür macht er sich auch zu nicht mehr und nicht weniger als zu folgendem anheischig.

Knaben von 15 Jahren, die im Lateinischen bereits Kenntnisse genug haben, um die Bücher des Cicero von den Pflichten und seine Reden zu verstehen, auch einen lateinischen Brief ohne grobe grammatikalische Fehler schreiben zu können; die im Griechischen das neue Testament und im Ebräischen das erste Buch Moses übersezen können, hält er bereits nicht mehr für Schüler, sondern für Gymnasisten; er will aber nur Schulen verbessern, und keine Gymnasien; auf der andern Seite hält er auch Knaben, die noch nicht einmal fertig lateinisch lesen können, nicht für seine Schüler, und setzt also auf dieser Seite die äußerste Gränze in dem fertigen Lesen des Lateinischen fest: und nach diesen beeden Gränzen bestimmt sich dann das, was er in diesen drei Jahren zu leisten verspricht. Ein zwölfjähriger Knabe muß nämlich, wenn er nur fertig lateinisch lesen kann, in dieser Zeit in Rücksicht auf die Sprachen so weit gebracht werden, daß er dann Gymnasium fähig in dem Verstande ist, in dem es oben bestimmt ist: das heißt, er muß in dieser Zeit die Bücher des Cicero von den Pflichten verstehen, ohne grobe grammatikalische Fehler einen lateinischen Brief schreiben, das griechische neue Testament, und im Ebräischen das erste Buch Moses übersezen lernen; aber noch überdies soll er so weit kommen, daß er alsdann ziemlich gut schreiben, nach der Regel de Tri rechnen, die Lande Europens schon ziemlich gut kennen, und in der Geschichte zum wenigsten auch das wissen wird, was vor der Geburt Christi in Rom erhebliches geschah. Knaben, die noch nicht zwölf Jahre alt sind, können zwar nicht ganz so weit, aber dafür sollen andere, die schon besser unterrichtet sind, noch weiter gebracht werden, und bei allem soll verhältnismäßiges Wachsthum in jeder

alle

alle Vierteljahre einzustehenden Prüfung sichtbar in die Augen fallen. Religions-Unterricht will er nach dem Gefallen des Staates, der ihn berufen wird, entweder ändern überlassen, oder zugleich übernehmen, und im letzten Falle wenigstens dazu sich anheischig machen, daß keiner seiner Schüler, der drei Jahre lang christliche Moral bei ihm gehört hat, jemals ein wirklicher Bösewicht werden, das heißt nach seiner Erklärung, jemals in seinem Leben sich mit reifem Vorbedacht ohne physicaen oder moralischen Zwang zur Ausübung eines Lasters entschließen soll.

Dies ist, was der Verfasser dieser Anfrage feierlichst in drei Jahren zu thun verspricht, und leid sollte es uns seyn, wenn irgend einer unserer Leser fragen sollte: Ist dies alles? — Es ist gerade so wenig, als der gesetzte und ehrliche Mann fordern muß, wenn ihm daran gelegen ist, sein Wort zu halten, ob es gleich vielleicht weniger ist, als er leisten könnte. Denn in Ansehung des wissenschaftlichen Unterrichts haben gewiß schon sehr viele unserer gewöhnlichen Schullehrer mehr geleistet, vielleicht in kürzerer Zeit mehr geleistet, aber im Ganzen und bei einer vermischten Anzahl von Schülern läßt sich wohl nicht mehr versprechen und nicht mehr erwarten. Auch wenn sich wirklich noch mehr leisten liesse, würden wir es von einem Schullehrer niemals verlangen, weil die Grenzen zwischen der Schule und dem Gymnasio festgesetzt bleiben müssen, und gewiß niemals viel dabei heraus kömmt, wenn in dieser einzelne fähige Köpfe weiter gebracht werden, als sie zu einer zweckmäßigen Benutzung von jenem nöthig haben. Gesezt denn aber auch, daß die Grenzen zwischen Schule und Gymnasium weiter hinausgerückt, und in Schulen allenfalls

noch mehr Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache erlangt werden sollte, als der Verfasser in der seinigen verspricht, so würden wir es ihm immer zum Verdienst anrechnen, daß er sich gerade nicht zu mehrerem anheischig macht, als er gewiß leisten zu können voraussieht; nicht zu mehrerem, als ein Mann von mittelmäßigen Gaben, und von mittelmäßiger Gelehrsamkeit, wenn er nur sein Amt mit gewissenhafter Treue verwalten will, immer zuverlässig zu leisten im Stande ist. Aber wenn dann dies gewiß ist, wozu nun alle die Anfragen und Anforderungen und Aufforderungen an das Publikum? —

Dieser Versuch, durch den es der Welt bewiesen werden soll, daß nur treue Anwendung der Kraft eines einigen Menschen dazu erfordert werde, um jede Schule zweckmäßig zu verbessern, das heißt, an jeder Schule zu leisten, was von einer Schule erwartet werden kann, dieser Versuch ist schon lange gemacht, und wird noch immer bei jeder Schule gemacht, so oft ein würdiger, gewissenhafter Mann an die Stelle eines ehrwürdigen Lehrers kommt. Nach der Einrichtung jeder Schule, die nur irgend den Namen verdient, kann und muß das darin geleistet werden, was der Anfrager in der seinigen zu leisten verspricht; wenn es aber nicht geleistet wird, so ist der Lehrer und nicht die Einrichtung der Schule daran schuld. Also nicht von Verbesserung der Schulen, sondern von Besetzung der Schulen mit tauglichen Lehrern sollte man sprechen; nicht über Mangel an dieser sollte man klagen, sondern jenem Uebel zu helfen suchen, das Verfall der Schulen unausbleiblich nach sich zieht. Und hiezu sind weder allgemeine Reformen noch große Anstalten nöthig. Sagts Fürsten,

Fürsten, Regierungen und Ministern so laut, daß ihnen die Ohren gellen, es sei heiligste Pflicht ihres Amtes, die Schulen ihrer Länder mit tauglichen Lehrern zu besorgen; und wenn ihr sie nur so weit bringt, daß sie es wollen, so sorgt nicht dafür, wo sie die Leute hernehmen werden! Wir haben genug taugliche Männer: denn es gehören keine große Gelehrte dazu, um in einer Schule zu leisten, was nach der Absicht der Schule darin geleistet werden soll; wir brauchen nicht erst Lehrer-Seminarien, wenigstens nicht erst für unsere lateinische Schulen; wir brauchen so gar unsere taugliche Männer nicht erst durch Anbietung großer Vortheile aufzumuntern, daß sie sich zur Annahme eines Lehramtes entschließen, nur — ihr Fürsten, Regierungen und Minister! nur laßt eure Schul-Lehrer nicht verhungern und nicht unter der Last des drückendsten Amtes erliegen, bis alle ihre Kräfte erschöpft sind!

Und sollte es nicht möglich seyn, dies einz, worauf alles ankommt, von den Vorstehern unserer Staaten zu erhalten? Es würde unbeschreiblich wenig kosten, jedem Schul-Lehrer so viel zu versichern, daß er sich ganz seinem Amte widmen, und doch dabei leben könnte; der Zuschuß würde nicht einmal den Kassen unserer Fürsten zur Last fallen, und an manchen Orten, wo für die Schul-Lehrer bereits gesorgt ist, würde nicht einmal ein Zuschuß nöthig seyn. Groß sollte ihr Gehalt nie seyn — nie so groß als der Gehalt, den sich die menschenfreundlichen Besorger unserer Philanthropine ausgemacht haben — denn auch der geringste Gehalt würde die tüchtigsten Männer nicht abschrecken, wenn sie nur der andern Bedingung gewiß und versichert wären, nach einiger Zeit in dem be-

schwerlichsten Amte von andern tüchtigen Nachfolgern abgelöst zu werden. Dies ist wohl der Haupt-Umstand, der auch den entschlossensten Mann von der Annahme eines Schulamtes abschrecken könnte, die Gewißheit, ewig das Ruder schleppen zu müssen, an das sie sich einmal anschieden ließen. Würde nur dies geändert — und die Aenderung sollte wohl auch keine unüberwindliche Schwierigkeiten haben — Dörfte der Mann, der sich zum Lehramte einer Schule anbietet, darauf zählen, daß er nach zehn Jahren treuer und gewissenhafter Arbeit von der Last befreiet und mit einem Amte versorget werden würde, bei dem er den Rest seiner abgestumpften Kräfte mit mehr Ruhe verzehren könnte; würde dies allgemeines Gesetz, auf das sich alle verlassen dürften, so sind wir fest überzeugt, daß zu allen Schulen Deutschlands sich nicht nur taugliche, sondern sehr bald die geschicktesten Männer finden sollten, die nicht nur in kurzer Zeit alle das Geschwätz von Schulverbesserung unnöthig machen, sondern auch in noch kürzerer den Schulstand von der Verachtung befreien würden, mit welcher er bisher nur zu allgemein angesehen wurde.

Wahrscheinlich werden nun wohl die meisten unserer neuen Pädagogen hierüber die Köpfe schütteln, aber sie mögen uns dafür erlauben, einige Fragen an sie zu machen. Wenn es wahr ist, daß ihr Herz so warm von Eifer für das allgemeine Wohl der Menschheit schlägt; wenn sie diesem Eifer nur durch Verbesserung unserer Erziehungsanstalten genug thun zu können glauben, und wenn sie sich zugleich als Männer fühlen, die sich einem so großen Werke unterziehen dürfen, warum haben sie sich nicht gerade zu Lehrern unserer Schulen an-

ge=

geboten? Warum wollen sie nicht den näheren und den sicherern Weg zu ihrem Ziele gehen? Warum mit Gewalt ein ganz neues Gebäud auf-richten, anstatt das alte zu verbessern? Es sei ferne von uns ihnen irgend einen erniedrigenden Beweggrund zu zutrauen; wahrscheinlich war ihre Absicht dabei keine andere, als Erweiterung ihres Wirkungskreises; aber sie hätten bedenken sollen, daß man weit sicherer und weit mehr in einem engen Kreise wirken kann, als in einem weiten, und daß bei einem Gegenstande, wie der ihrige ist, die Wirkung nothwendig erst in einem engen Kreise anfangen und sich von da aus erst weiter verbreiten muß. Vielleicht aber fürchteten sie in unsern Schulen gar nicht wirken zu können, weil man ihnen nicht die vollständige Verbesserungen erlaubt haben würde, die sie für nöthig hielten: und wir läugnen nicht, daß sie an vielen Orten Hindernisse gefunden haben würden. Allein sind jene, die sie jezt vor sich sehen, nicht größer? Und weiß man nicht, wie viel die scheinbare Nachgiebigkeit eines standhaften Mannes über Menschen ausrichten kann, deren Geist unter dem seinigen ist? Wir stehen dafür, daß ein kluger Mann in kurzer Zeit in jeder unserer Schulen, trotz allen alten Vorschriften und Methoden, alle die wesentlichen Veränderungen einführen könnte, die er für gut hält, wenn er nur weise genug ist, es ohne Aufsehen, ohne Geschrei von Nothwendigkeit einer Reforme, ohne pralerische Verachtung der alten Weise in der Stille zu thun, und unwesentliche Kleinigkeiten, äussere Formen, an die man gewöhnt ist, mit einem kleinen Scheine der Verehrung unangetastet zu lassen. Nirgends mag die Vorschrift nothwendiger seyn, nicht zu sprechen, sondern zu handeln, als bei solchen Verbesserungen,

gen: denn nirgends legt das Sprechen dem Handeln so viel Hindernisse in den Weg. Unsere neue Pädagogen sollten es, dünkt uns, durch ihren Schaden gelernt haben; aber wir wissen auch Beispiele von den größten Vortheilen einer stillschweigenden Wirkksamkeit. Einige unserer alten, verachteten, unbekanntem Schulmänner, die vom Anfange an auf die Wirkungen unseres neuen Erziehungsgeistes aufmerksam waren, und die tausend Vorschläge zur Verbesserung unserer alten Unterrichts-Methode in der Stille verglichen, machten sich, ohne ein Wort zu sagen, ohne den ehrlichen alten Vorstehern unserer Schulen, den Bürgermeistern und Richtern ihrer Städtchen die Ohren mit Klagen über die alte Methode zu füllen, ohne den hochwürdigen Herrn Inspectoren Basedows verdächtigen Namen zu nennen, ohne die alten Gewohnheiten in Ansehung der äusseren Ordnung zu verändern, das meiste Gute zu Nutz, das sie so viel möglich, ohne Aufsehen zu machen, anbringen konnten; und zuverlässig wirkten sie mehr Gutes, als unsere schreibende Pädagogen zusammen: denn zuverlässig wird sich von diesen unbemerkten und unbekanntem Winkeln Deutschlands durch die Hilfe von Männern, deren Namen vielleicht nie genannt werden wird, mehr Erleuchtung ins Ganze ausbreiten, als von unseren so laut angekündigten, so theuer errichteten und — so früh zerstörten Philanthropinen.

Wenn der Anfrager an Könige, Regierungen und Minister bei seinem Vorschlage keine andere Absicht hatte, als durch die That zu beweisen, daß in jeder Schule durch einen einzigen gewissenhaften Lehrer eben das ausgerichtet werden könnte, was unsere Pädagogen wirklich versprechen, so wünschen wir,

wir, daß seine Anfrage von allen den Personen, an welche sie gerichtet ist, beherzigt werden möchte. In diesem Falle würden wir die Hauptsache für Ernst und die Einkleidung für Scherz halten; aber woran wir noch zweifeln, das müssen wir jetzt erst sagen. Dieser Mann nämlich, der die Könige, Fürsten und Regierungen auffordert, ihm eine Schule zu übergeben, dieser Mann, der in drei Jahren seine zwölfjährige Schüler die Briefe des Cicero, das Griechische neue Testament, und das erste Buch Moses im Ebräischen verstehen lernen will, dieser Mann fordert nach Verfluß der drei Jahre pro studio & labore — rathen Sie einmal, wie viel — fordert 25000 Thaler, sage, fünf und zwanzig tausend Thaler baar in gutem gangbaren Sorten ausbezahlt. Und nun rathen Sie wieder: Ist's Scherz oder Ernst? Natürlich sollte man zwar die Forderung für Scherz ansehen, aber man kann sich nicht erwehren, wenigstens dabei zu denken, was einmal ein König bei einer andern Gelegenheit sagte: Im Scherz ist's zu wenig — denn einige unserer Erziehungs-Reformatoren haben mehr gefordert und mehr erhalten — und im Ernst — wir fürchten sehr, daß unsere Könige etwas härteres sagen möchten, als nur dieses, daß es im Ernst zu viel gefordert sei.



## Ueber die Offenbarung Johannis und deren neueste Deutung.

(Fortsetzung.)

---

**G**leich die erste Scene, womit sich das Gesicht eröffnet, ist Scene der höchsten Erwartung, gemischt von Huld und Gottesernst, gerade so, wie es durch das Ganze hindurchgeht. Schon hier auch Ausdrücke, die uns an Daniel erinnern, und uns auf Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit Demjenigen aufmerksam machen, was jener Seher erst nur auf lange Zeiten hinaus sah! Ueberall schon jene Hauptbilder, auf welche sich alles hinbezieht — Zukunft Jesu mit allen ihren Freuden und Schrecknissen, nach der Beschaffenheit dessen, dem er kommt! Diese erste Scene ist so wenig bloße Vorrede des Buchs, als die sieben Briefe bloße Addressirung desselben an die sieben Gemeinden. Es ist natürlich in den Briefen alles, was ja so sehr durch Namen jener Zeit individualisirt ist, historisch zu lassen, und historisch zu verstehen. Nirgends in denselben ein Ausdruck, der nicht dem Bischoffe, wenn er noch das Buch selbst zu seinem Briefe hinzulas, jede Verheißung wichtiger, jede Drohung geschärfter zeigte — der nicht durch Anspielungen auf bekannte Geschichten des alten Testaments dem Verbrecher seine Thaten verabscheuungswürdiger vorrückte, und die Gewisheit der bevorstehenden Strafen sinnlicher darstellen mußte! Die Beschreibung der Gestalt, in welcher Jesus dem Johannes erscheint — freilich Beschreibung bedeutendes Bild; also wenn es ja auch

ver-

verstanden werden soll, bloß als Ganzes verständlich. Es ist gegen alle Grundsätze der Deutung eines Dichters, einzelne Züge erst mühsam zerlegen, und Sonnenstrahlen spalten, wenn der ganze Strahl erleuchtet soll!

Wie mit dem IV Kapitel der höhere, auf's größere gehende Inhalt der Weissagung anfangt, so eröffnet sich dasselbe auch mit feierlichem Anblicke der Gottheit. Der Schauplatz ist nun nicht mehr auf Erden! Sie springen auf, die Thore des Pallastes des großen Königes! Johannes sieht sich vor seinem Throne! Viel herrlichere Beschreibung des Thrones des Ewigen, als bei Ezechiel! Alles schickt sich dazu an, die Rollen des Schicksals geöffnet zu sehen. Das Lamm bricht die Siegel. Bedeutung des ersten Siegels: die siegenden Bogenschützen zu Pferd: die unglückliche Schlacht des Herodes mit den Arabern. Josephus selbst ist Zeuge, daß man dieses Unglück als Strafe für die unschuldige Hinrichtung des Johannes angesehen habe. Bei Brechung des zweiten Siegels erscheint ein Reuter auf blutrothem Rosse mit dem Schwerte. Zu Babel, Seleucia, Galilaa, Peräa ergieng über die Juden ein Blutbad nach dem andern; Morden auf Morden, bis die Theuerung und Hungersnoth unter dem Kaiser Klaudius eintraf. Drittes Siegel. Auf solche Vorbereitungen was kann folgen, als Tod und Hölle? Der Jammer wird in Judäa so groß, daß die Klagen bis nach Rom erschallen. Die Eröffnung des fünften Siegels zeigt dem Johannes die ganze Schaar der von Israel getödeten Propheten: ihr Blut kommt nun über das halstarrige Volk: auch Jacobus Tod ist dem Bruder Johannes noch gegenwärtig: Das sechste Siegel: schrecklich unverkennbare Vor-

Vorboten des baldigen gänzlichen Einsturzes des ganzen Staates. Die Menschen verschmachten für Furcht und Warten kommender Dinge — denn Sonne, Mond und Sterne predigen Untergang! Nirgends mehr als hier ist Josephus korrespondirender Text zur Apokalypse. Nun geschieht Auszeichnung der Israeliten: es tritt auch eine Schaar hervor aus allerlei Volk und Geschlecht, und Nationen und Sprachen. Das Gericht über Judäa wird aufgehoben, bis sich das Evangelium eine große Anzahl Jünger, gleichsam Brände mitten aus den Flammen, herausgerissen hat! Also bis her noch nichts als Ahndungen der Unglückswangeren Zukunft! Mit den sieben Trommeten bricht der Jammer selbst ein. Zuerst, Hagel mit Feuer und Blut vermischt. Der jüdische Krieg fängt mit Aufruhr, Ermordung, Feuer und Blut an. Auf die Einäscherung der Palläste Agrippa, des Hohenpriesters, der Kanzlei, der Burg Antonia, folgt Niedermezelung der Juden überall, in Cäsarea, Alexandria, ganz Syrien u. s. w. Der Krieg zieht sich darauf ans Meer. Wer erinnert sich hier nicht aus Josephus der blutigen Auftritte zu Joppen und in Galiläa? Der vom Himmel gefallene Stern, der Wasserbrunnen und Quellen und Ströme verbittert — Wie beziehend für Eleasar, den Sohn des Hohenpriesters, den ersten Urheber des Zeloten-Geistes. — Der Römische Adler fliegt durch des Himmels Mitte. Ruft seinen Brüdern zum gefundenen Nas! Die drei letzten Trommeten. Das Weh steigt nun tiefer in den Abysus, gleichsam die Gebärmutter der morgenländischen Natur. Menschen — nicht mehr die vernunftlose Schöpfung — leiden nun hier Quaalen ärger als der Tod! Wie wahr und wie übereinstimmend mit allem übrigen ist die Schilderung

rung der Heuschrecken? Man vergleiche mit derselben die Nachrichten des Josephus von den Räubern und Meuchelmördern, welche die fünf Monate hindurch, in denen Vespasian in Judäa zögerte, dem ganzen Lande so schrecklich fielen. Der Stern, der vom Himmel auf die Erde fiel, und den Schlüssel zum Schlunde des Abgrundes hat, wer ist es anders, als Manaim Judäa Sohn, der den Haufen Gefindels an sich hängte, gen Masada zog, in Herodis Küsthaus brach, und sich und die aufrührische Rotte bewaffnete? Diese Rotte, die schrecklichste Plage für Judäa, bekam zuletzt den wahren Abaddon über sich, Simon, Gorions Sohn, den Verderber. Bald wird dieser alles vergiftende Anführer zu Jerusalem selbst erscheinen! Wieder innigste Uebereinstimmung zwischen Johannes und Josephus, selbst in der bestimmten Zahl der fünf Monate. Das Weh, zu dem der sechste Engel trommetet, quält nicht nur, es tödet. Seine Zeit ist unbestimmt. Beschreibung der Römischen Legionen, mit welchen Titus vom Euphrat her aufbricht. Noch bessern sich die Juden nicht: das Land ist voll Mord, Zauberei und Egyptischer Magie, voll Greuelthaten und Rauberei. Wie der Allerbar-mende vor Brechung des siebenten Siegels noch eine Frist der Ruhe giebt, so auch, eh die siebente Trommete ertönt. Stieg bisher das Bild der Plagen, so ist jetzt das Bild der Ruhe desto erquickender. Der siebente Engel schwört bei dem Ewiglebenden, mit dem Tönen der nächsten Trommete soll das Geheimnis Gottes erfüllet werden, das Reich aufbrechen, auf welches Propheten und Knechte Gottes gehofft hatten. Johannes muß das Büchlein aus der Hand des Engels nehmen und verschlingen, das ist, die Botschaft weiter

verkündigen, die jener der Welt brachte. Der Tempel wird nun von Johannes gemessen: sein Vorhof den Heiden zu zertreten gegeben, und diese zertreten die Stadt zwei und zwanzig Monden. Diese ganze Beschreibung bezeichnet den wüthenden Aufruhr. Heiden und Völker, Gesindel aller Art war in der Stadt; die in der fünften Trommete als Heuschrecken beschrieben werden, welche von Masada aus das ganze Land verheerten, drangen in Jerusalem ein, raubten, plünderten, verübten unmenschliche Thaten, nahmen den Tempel ein, und wählten einen Hohenprieester. Das Volk schauerte, die Priester weinten, die Edlen widersezten sich der Unthat: Ananus versammelte das Volk, versperrete sie, wollte aber seine Hand an die heilige Pforte nicht legen, damit sie durch ihn nicht verunreiniget würde; und so zertraten und verunreinigten sie wie wilden Thiere das erste Gotteshaus in der Welt. Als die Idumäer in die Stadt kamen, schlugen auch die sich zu ihnen, fielen heraus auf die Bürger, daß der Vorhof, der eben hier genannt wird, mit Blut überschwemmt war, und in einer Nacht 8500 Leichname darin lagen. So gieng es während der ganzen Belagerung. Ein Tirann bestürmte den andern im Tempel: die Opferer wurden über dem Opfer getödet: der Vorhof floß von Blut.

Jetzt treten die zwei Zeugen auf, aus Moses und Elias Geschichte charakterisirt. Das aus dem Abgrund steigende Thier tödet sie. Unbegraben liegen sie da auf der Gasse der großen Stadt: alles jubelt über ihrem Ende. Plözlich aber fährt Gottes Lebensgeist in ihre Glieder: vor dem Antlize ihrer Feinde steigen sie gen Himmel. Wahrlich ein kurzer Jubel ihrer Feinde! denn der zehente Theil

Theil der Stadt fällt im Erdbeben, das 10000 Menschen das Leben kostet. Gerade so dokumentirt Josephus alles in der Geschichte der beiden Hohenprieester Ananus und Jesus. Sie waren alles, was dieses Bild sagt, Zeugen Gottes: trauerten und zeugten in Säcken wider den Aufruhr, und sprachen ihm mit der Wärme Moses und Elias entgegen. Sie standen als Delbäume da, die zum Frieden riethen, als Fackeln in der Nacht vor dem Herrn des Landes. Eine Zeitlang mächtig: dem Ananus gelang's eine Zeitlang, zuerst das Volk gegen die Zeloten zu führen: er wollte dem schrecklichen Thiere aus dem Abgrunde, dem wüthenden Aufruhr steuern; der Himmel war verschlossen, als sie weissagten: es war äußerst dürre und elende Zeit: Wasserbäche flossen mit Blut der Erschlagenen, aber noch konnte der Aufruhr nicht an sie. Die Zeloten riefen jetzt die Idumäer zu Hilfe: diese kamen vor die Stadt: der Hoheprieester will ihnen die Thore nicht öffnen. Jesus, der nächste nach ihm, spricht zu ihnen von der Mauer, so wahr, so sanft, so beweglich, und doch — denn die Zeit ihres Zeugnisses ist vollendet — doch vergeblich! Zu Nacht entstehet ein gräßlich Ungewitter: der Aufruhr öffnet ihnen das Thor: sie brechen in die Häuser: mehr als 8000 werden im Tumulte erschlagen, und die beiden Hohenprieester getödet. Nackt und erschlagen liegen sie mitten in der Stadt: man tritt auf ihre Leichname und läßt sie unbegraben liegen; „da doch, sagt Josephus die Juden „für das Begräbniß solche Sorge trugen, daß selbst „die Missethäter, durch Urtheil und Recht gekreuzigt, „vor Sonnen Untergang abgenommen und bestattet „wurden. Aber ich irre wohl nicht, fährt er fort, „wenn ich sage, daß mit Ananus Tode auch die „Eroberung der Stadt anfing, und daß von

R 2

„dem

„ dem Tage an die Mauern niedergerissen, und  
 „ die Stadt der Juden zu Grunde gestürzt sei,  
 „ da sie den Hohenpriester und Vorgänger ihres  
 „ eigenen Heils mitten in ihr ermordet liegen  
 „ sahen. Er war ein trefflicher und der gerechte-  
 „ ste Mann. Bei allen Vorzügen seiner edlen  
 „ Herkunft, seiner Würde und seines Ansehens,  
 „ hatte er Freude daran, sich allen auch den Ge-  
 „ ringsten zu bequemen, ein ausnehmender Lieb-  
 „ haber der Freiheit und Demokratie, der immer  
 „ den allgemeinen Nutzen dem seinigen vorzog,  
 „ und vor allem den Frieden anrieth, da er wohl  
 „ sah, daß die Römer nicht zu überwinden wä-  
 „ ren, und voraus sah, daß die Juden, wenn  
 „ sie sich nicht mit ihnen setzten, untergehen muß-  
 „ ten. Kurz, wäre Ananus am Leben geblieben;  
 „ so wäre der Sache gewiß geholfen: denn er war  
 „ mächtig in Reden das Volk zu besänftigen, und  
 „ hatte die Unruhigen schon unter sich gebracht,  
 „ die ihm im Wege standen. Auch hätten sie un-  
 „ ter einem solchen Anführer den Römern viel zu  
 „ schaffen machen können. -- Neben ihm stand  
 „ Jesus, wenn man vergleichen wollte, zwar ge-  
 „ ringer als er, unter allen andern aber der er-  
 „ ste. Und ich glaube gewiß, daß Gott, da er  
 „ den Untergang der entweiheten Stadt und die  
 „ heilige Stätte mit Feuer zu reinigen beschloffen  
 „ hatte, die Vertheidiger und zarte Liebhaber  
 „ derselben zum voraus habe wegnehmen wollen.  
 „ Da lagen denn, die kurze Zeit vorher die hei-  
 „ lige Kleidung trugen, die der ersten Religion  
 „ der Welt vorstuden, und von allen, die aus  
 „ der ganzen Welt in diese Stadt kamen, verehret  
 „ wurden, die sah man jetzt nackt da liegen, den  
 „ Hunden und Thieren zur Speise dahingeworf-  
 „ fen. Mich dünkt, die Tugend selbst habe diese  
 „ „Män-

„ Männer beweint und es beklaget, daß sie von  
 „ der Bosheit so schändlich überwunden waren.  
 „ Ein solch Ende hatten Ananus und Jesus.,,

Die siebente Trommete. Voller Jubel, wenn schon Stadt und Tempel dahin ist! Eine neue, viel herrlichere Theokratie erscheint, viel ausgebreiteter, viel unverhüllter als die vorige, erscheint der Anfang des neuen Reichs. Erst nur äußerst gering: höchst wahrscheinlich, daß es sich unter den tausend Feinden und Schwierigkeiten, womit es überall umgeben ist, loskämpfe. Das freisende Weib: das männliche Kind, das sie gebiert: der laurende Drach den Knaben zu verschlingen: das Fliehen des Weibes in die Wüste, wo ihr auf tausend. zweihundert und sechzig Tage ein Ort aufbewahrt ist. Der jüdische Krieg währte gerade so lang, und nach der Ermahnung Christi retteten sich die Christen und die vernünftigen Juden bald zu Anfang aus dem Getümmel. Das Hinauswerfen des alten Drachen zum Himmel wird nebst dem vorhergehenden Zusammenhängenden durch folgende Stellen erklärt: „ Der Feind alles Gu-  
 „ ten ist kühn genug, den Stifter des neuen  
 „ Reichs bis zum Throne Gottes zu verfolgen,  
 „ da treten gegen ihn alle himmlische Mächte,  
 „ Michael und seine Engel ist ihr Name: ein  
 „ Gottesheer von himmlischer Kraft, gegen das  
 „ Satan und seine Engel nichts sind; er stürzt,  
 „ und seine Stelle ist nicht mehr. — In allen  
 „ Zügen kann die mühselige Geburt, die frühe  
 „ Gefahr, die Verfolgung, Flucht und dürftige  
 „ Gestalt des Guten auf der Erde, aber auch sei-  
 „ ne hohe Abkunft, seine verborgene Macht, sein  
 „ gewisser Sieg im Himmel der Wahrheit nicht  
 „ schöner geschildert werden, als in diesem vor-

„ trefflichen Symbol des Weibes und ihres himm-  
 „ lischen Knaben. Wiederum kann die Gestalt,  
 „ der Grimm, der Troz, die Grausamkeit, die  
 „ Kühnheit des Bösen gegen das Gute, und end-  
 „ lich doch der gewisse Sturz und Niederlage des-  
 „ selben nicht treffender gemalt werden, als im  
 „ Bilde des Drachen und seines Sturzes. Es  
 „ ist die Geschichte der Welt, aller Zeiten und  
 „ aller Völker: daher wird er auch mit seinem al-  
 „ ten Ehrennamen bezeichnet, daß er der sei, der  
 „ vom Anfange an die Welt verführt, geirrt, ver-  
 „ derbt, vergiftet und betrogen habe, der Wider-  
 „ sacher alles Guten, der Verläumder alles Gu-  
 „ ten, Symbol und Urheber alles Bösen auf der  
 „ Erde. „ — Da der Drache nun sieht, daß er  
 nichts ausrichten kann, kommen zwei seiner Stell-  
 vertreter auf Meer und Erde. Er steht jetzt in  
 seinen zertheilten Charaktern da, der unterdrück-  
 den Macht, der verführenden Arglist. Das Meer-  
 Ungeheuer ist Zeichnung des wüthenden Zeloten-  
 Aufruhrs. Eine gefleckte blutgierige Tyrannie, die  
 sich über Freunde und Feinde eine Herrschaft anmaß-  
 te, von der keine Zeit der Unterdrückung je gehört hat!  
 Man raubte, mordete, würgte, brannte, ver-  
 schlang. Mit Bärenfüßen standen sie auf dem  
 Haufen der Leichname, und stritten von demsel-  
 ben, als ob sie auf ihren Feinden stünden. Ein  
 geringer Argwohn, daß jemand den Römern wohl  
 wollte, reizete den fleckigten Pardei zum Blut.  
 Mit Löwenmunde brüllte er Lasterungen gegen  
 Gott und seine Hütte; verunreinigte den Tempel  
 mit Blut und Leichnamen. Tag und Nacht war  
 ein unaufhörliches Geschrei und Brüllen. Die  
 Greise seufzten, und wünschten, daß der Krieg  
 käme, und sie von der Quaal befreite: alle  
 aber hatte solche Furcht, solches Sklavenschre-  
 ken

den überfallen, daß keine Aeußerung möglich, und jedem, der am Leben bleiben wollte, rathsam war, als — anbeten das Ungeheuer, und seinem wüthenden Gange in tauber und stummer Bewunderung folgen. Es war nur eine Stimme in der Stadt: Wer ist dem Thiere gleich? Wer darf mit ihm kriegen? Die zwei und zwanzig Monate sind wieder die Zeit des jüdischen Krieges. Insbesondere wird in diesem Bilde auf die Tyrannei des Auf-  
 ruhres gesehen, so fern Simon Gorion ihr Haupt war. Dieser Räuber, nachdem er wie ein toller Hund Idumäa und Judäa verwüstet, wird nach Ananus Tod selbst durch den entgegen kommenden Hohenpriester nach Jerusalem eingeladen, und unter allgemeinem Jubel des Volks zieht er als erwarteter Erretter ein. Aber bald ist er der Aergste aller Tyrannen: den Hohenpriester selbst zertrat sein Fuß, und ließ ihn unbegraben liegen, seine drei Söhne, viele Edle, und Unzählige vom Volke.

Das aus der Erde aufsteigende Thier ist Helfer des ersten, denn es verschafft ihm Anbeter, verschafft ihm ein Bild, und belebet das Bild. Die Zahl jenes Thieres ist 666. Wie bei dem ersten Bilde der Prophet hauptsächlich den Simon im Auge hat; so hier den verschlagensten Tyrannen, der neben Simon herrschte. Was Simon an Troz und Macht war, war jener an List und Betrug. Er hatte Josephus, Titus, Ananus, das Volk, Gott und die Welt betrogen. Das zweite der Ungeheuer, schwächer als Simon, an Arglist ihm überlegen, und an Blutdurst ihm gleich. Soll die gegebene Zahl dieses Thieres in griechischen Buchstaben, in denen das Buch geschrieben ist, wie  $\alpha$  und  $\omega$  bedeuten, so stehet ihr Zug und Zahl da:  $\chi\epsilon\varsigma$  gleichsam Monogramm des Antichristes.

Christes.  $\chi\rho\varsigma$  ist der Name Christi; durch das Bild des Drachen & also verstümmelt und zerstört, der sich in die Mitte gesezt hat. Soll die Zahl in ebräischen Buchstaben einen Namen geben, so ist nach der verschiedenen Versetzung der Buchstaben sein Name: Geheimniß, Abfall oder Aufruhr, Rabbi Simeon. — Ein schöner Kontrast gegen diese greuliche Scene hienieden, die Erscheinung der hundert vier und vierzig tausend Unbefleckten samt dem Lamme auf dem Berge Zion. Entwicklung des Reiches Gottes bei allen tobenden Versuchen, bei aller scheinbaren Uebermacht des Bösen. Herbeieilen dieser Himmelsboten, den Heiligen Aufmunterung zur ausdauernden Stärke, noch gleichsam im lezten Augenblicke, wo man so gern laß wird! Selig sind, die unter solchen Umständen der Erde entrücket werden! Kann Jerusalem tiefer herabsinken, als daß es Babel mit allen seinen Greueln wird? Sechzehen hundert Stadien weit soll das Blut fliesen; gerade der größte Umfang des jüdischen Landes. Hervortreten der sieben Engel mit den sieben Schalen. Wie treffend entspricht auch hier Josephus demjenigen, was der Seher nach seiner Art und in seinem Ausdrucke sagt? Er beschreibt den Hunger, den giftigen Gestank, die Drüsen und Hungerbeulen, den Tod, wie alles voll Leichname war, ihnen Wasser fehlte, und sie Blut und Eiter trinken mußten u. s. f. Das Ausgießen der sechsten Schale auf den Euphrat, daß er ertrockne zur Heerstraße für die Könige vom Aufgange, welche zum Streite gegen den Allmächtigen von Boten des Drachen eingeladen waren. Im lezten Gespräche nach dem Brande des Tempels wirft Titus den Tyrannen vor, daß sie bis jenseits des Euphrates Unruhe erregen wollten. Wie ein Nichts ward dieser ganze Aufruhr,

Der

der damals noch ein Funke war, gestillet! Der prophetische Blick wendet sich vom Nichts dieser Zauberei plötzlich ins Thal Harmageddon zur wirklichen elenden Niederlage Judaas. Hier war jeder Tag ein Schlachttag. Am meisten verweilt er bei einer Schaar, die in einem wirklichen Harmageddon mit Weib und Kind starb: die Eingeschlossene in der Festung Masada. Die letzte Plage, wie das letzte Siegel, allgemeine Zerrüttung! das ist nach der Geschichte Einnahme und Uebergang der Stadt!

Das Gesicht wendet sich nun von dem bloßen Anblicke der untergehenden Stadt auf den höhern Sinn, um den es eigentlich dem Seher dabei zu thun war. Die Stadt zeigt sich nun unter dem Bilde des Thieres und des Weibes, und in diesen Bildern soll nun der höhere Zweck sich entwickeln, auf den alles hinzielt. Aus der Stelle, daß fünf Häupter des Thieres gefallen, und nur einer noch sei, wird eine chronologische Bestimmung für die Zeit der Abfassung des Buches hergeleitet. Die Häupter seien die Hohenpriester. Unter diesen Händeln seien schon fünf gestürzt, Jonathan, Ismael, Joseph, Ananus und sein Sohn: einer war damals, als Johannes das Bild sahe, Jesus, Gamaliels Sohn, der im Jahr Christi 63 aufkam, und also wäre in diesem oder dem folgenden Jahre unter Nero, sechs oder sieben Jahre vor der Zerstörung der Stadt das Buch geschrieben. Nun stund noch einer bevor, Matthias, der siebente und letzte aus dem Hohenpriester-Geschlechte. Er bleibt eine kurze Zeit. Nun wird das Thier selbst, der wüthende Aufruhr, Hoherpriester. Er ersetzt diese hohe Würde auf das schändlichste nach seiner Willkühr. Die zehen Hörner sind die zehen To-

parchen, unter die das Land getheilet wurde, da der Krieg anging. Sie sollten Hörner seyn, das Land zu schützen, sind aber bald zerbrochen. Ihr Streit mit dem Lamm wird so erklärt, daß sie wohl etwa schon die Christen mögen verfolgt haben, weil vielleicht diese sich nicht gegen die Römer wehren wollten. Mit dem 18. Kap. fangt der schauerliche Todesgesang über dem versinkenden Jerusalem an. Alles was Prophetensprache schreckliches hat, wird hier gehäufet. Wie hinweggelöscht aus dem Plane der Schöpfung ist Jerusalem! der Prophet behält nun freilich den einmal ergriffenen Faden der Geschichte Jerusalems; aber er deutet doch nicht mehr eigentlich auf dasselbe, sondern er spricht mit Bildern und Ausdrücken, aus ihr hergenommen, die wechselseitige Entwicklung des Guten und des Bösen, ihre Kollisionen, den endlichen Sieg des Guten und das letzte Zusammenraffen der Kräfte des Bösen, so zu schildern, daß er, ungeachtet der großen Kluft zwischen Jerusalems Zerstörung und der letzten Weltkatastrophe, doch gleichsam in einem Continuo jetzt die letzte vor Augen hat. Die so beschriebene und mißbrauchte tausend Jahre sind unbestimmte symbolische Zahl des letzten Sabbath's der Erde, wo das wirklich wird, worauf die Guten aller Zeiten wirkten, wo das Licht gleichsam zum erstenmal eine Masse machte, und die Finsterniß nur noch an den Ecken und Winkeln säumt, wo sich die Kräfte der Eolen des Menschengeschlechts in einem Raume, den Gott ihnen gemacht hat, in Eintracht und Freundschaft verbinden; und sehen und genießen ihren Lohn, Die Frucht aller Zeiten und Mühe. Selig ist und heilig, der an dieser Ausbeute Theil hat, der im Drange der Zeiten still auf sie wirkt.

Von jetzt an wickelt sich die Deutung nun leichter fort. Die Bahn ist nun so geöffnet, daß wohl kein Irrweg mehr möglich ist. Jeder lese und empfinde, wie dieser Beschluß das Ganze krönt: wie so alles bloß Kommentar über die Worte Jesu ist: bald aber nach der Trübsal derselbigen Zeit (der Zerstörung Jerusalems) werden Sonne und Mond ihren Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschen Sohnes im Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter der Erden: und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern!

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat ihn mit Ungeduld geendet den skeletificirenden Plan, weil er bei jedem Federstriche empfand, wie so wenig auch durch den genauesten Auszug ganzer Sinn und ganzer Geist der Deutung dem Leser mitgetheilet wird, weil er lieber sogleich alle die Gefühle und Ideen, welche während der Lesung in ihm rege wurden, in ihrer ganzen ersten Wärme hingerissen, also lieber über den Kommentar kommentiren, als ihn zur logischen Tabelle machen wollte. Unterdessen hat doch auch der kleine geometrische Zwang, den man bei einer solchen Arbeit seinem von Wilde zu Wilde fortgerissenen Geiste anthun muß, selbst für die gewissere Beurtheilung des Ganzen einen großen Nutzen. Ohne ihn würde man sich unvermerkt zur Ueberzeugung fortgerissen fühlen ohne sich selbst von den Gründen Rechenschaft geben zu können,  
die

die das Wunder bewürkten; ohne ihn würde man so gar manche Stellen übersehen, durch die zuweilen der auf sich aufmerksame Leser aus dem mitgetheilten Enthusiasmus geweckt wird. Der Deuter bleibt sich nämlich nicht immer gleich, wird in Ansehung der korrespondirenden Geschichte gegen seine sonst beobachtete Grundsätze einigemal spitzfindig, öfnet zu oft kabbalistische Aussichten, und führt uns manchesmal über einen Stein hinweg, der ihm nicht gerade im Wege lag, oder hebt uns über einen hinüber, der mitten darin — liegen bleibt. Davon sind wir einige Beispiele schuldig.

Der Sieger auf dem weissen Pferde, der bei Brechung des ersten Siegels erscheint, soll Symbol des Unglücks seyn, da Herodes mit seinem Heere in offenem Feldtreffen von den Arabern geschlagen wurde. Der große Haufe der Juden selbst habe nach Josephus Erzählung diese schimpfliche und elende Niederlage dem noch unvergessenen Tode des Johannes zugeschrieben. Aber wie unpassend, daß diese, nach der ganzen Geschichte so folgenlose Begebenheit, welche besonders mit dem ganzen einbrechenden Unglücke der Juden gar nicht zusammen hängt, erste Scene der Apokalypse seyn soll. Und erinnert man sich noch vollends, daß der Verfasser die Zeit der Abfassung der Apokalypse in das Jahr 63 oder 64 setzt, und nach der genauen Deutung durchaus in dieses Jahr setzen muß, die unglückliche Schlacht des Herodes mit Aretas aber in das Jahr 36 gehört, so sieht man sich genöthiget anzunehmen, Johannes habe eine sieben und zwanzig Jahre, ehe er schriebe, geschehene Begebenheit prophezeit. Die Stimme ruft ihm: Steig herauf! Ich will dir zeigen, was geschehen soll. Vier Siegel werden nach einander

unter der bebendsten Erwartung und bei immer neu geweckter Aufmerksamkeit von dem Lamme gebrochen, und siehe! da erscheinen Symbole von lauter Begebenheiten, welche sich alle schon zwanzig Jahre vorher zugetragen hatten. Der Verfasser hatte nicht nöthig, sich in alle diese unangenehme Schwierigkeiten zu verwickeln. Die Brechung der sieben Siegel bezeichnet vielleicht gar keine bestimmte Begebenheit: sie ist vielleicht gleichsam zuerst eröffneter Prospekt des Ganzen. Johannes soll es jezt mit einmal übersehen: Krieg bricht ein, aber nicht nur Krieg, durch den die Nasion bloß wie sonst unterjocht wird! Aufruhr, Hunger, Pest, und Sterben ist diesmal in seinem Gefolge. Die Rache bricht ein für so viel unschuldig vergossenes Blut der Gerechten. Centnerschwere Abndung liegt auf großen und kleinen: Verzagen für das die Geschichte kein Beispiel, und die Sprache kein Wort hat, überfällt die ganze Nasion: und unter allem diesem Jammer, gerade wenn er nun fast auf das höchste kommen will, erfolgt göttlich gewisse Aussonderung der Rechtschaffenen. Wir sehen wenigstens kein anderes Mittel, wie sich sonst diese Schwierigkeiten heben lassen, denn die Erfüllung der ersten Trommete fällt nach des Verfassers Deutung ins Jahr 65, und Begebenheiten aus dem Jahre 64 möchten sich schwerlich finden, welche den sechs Siegeln entsprächen.

Nicht unähnliche Zweifel zeigen sich wegen der fünf Monate lang dauernden Heuschrecken-Quaal. Es sollen die Räuber und Meuchelmörder seyn, welche die fünf Monate hindurch, in denen Vespasian in Judäa zögerte, dem ganzen Lande so schrecklich waren. Man hat doch in der ganzen Geschichte nicht den geringsten Grund vor sich, gewisse  
fünf

fünf Monate als besondere Wuth-Monate der Räuber anzusehen. Und zögerte denn Vespasian nur fünf Monate in Judäa? Den 3. Junius des Jahres 68 stund er schon mit seiner Armee bei Jericho, nachdem er vorher Emaus und alle umliegende Orter um Jerusalem besetzt hatte; und noch den 5. Junius des folgenden Jahres lag er gegen die Juden im Felde: denn erst den 3. Julius proklamirte ihn seine Armee als August. Oder sollte der Verfasser die Periode meinen, da die Räuber den 4. April einen Ausfall aus Masada thaten, Engeddi plünderten, und also nach einer kurzen Unthätigkeit, in welcher sie vorher zu seyn schienen, mit neuer Wuth tobten, so dauerte diese Periode weit nicht fünf Monate. Denn die Räuber vermochten nichts mehr, so bald Vespasian ins Feld rückte, und Vespasians Legionen machten schon im März ihre Eroberungen. Vielleicht soll es der Zeitraum seyn, da Vespasian, nun wirklich erklärter August, wenig mehr um Eroberungen in Judäa sich bekümmerte, bis er seinen Prinzen Titus mit neuen Verstärkungen dahin schickte. Und gewiß noch unter allen der geschickteste Zeitpunkt. Denn in dieser Zeit fällt die unter einander sich zerfleischende Wuth der drei Parthien, welche in den Tempel-Gebäuden dominirten, des Eleazars, des Simons und des Johannes. Des Verfassers ganze Vorstellungsart von der Erfüllung S. 92, paßt alsdann zwar nicht mehr: besonders könnte keine gewisse bestimmte Person als Abaddon ausgezeichnet werden; denn damals wütheten drei Abaddons; aber bei einem so wichtigen ersten Versuche muß ohne das an einzelnen Stellen, bis sie sich endlich recht passen, immer gedreht und verfeinert werden. Möchte sich nur die bei dem Propheten so genau abgemessene Zeit von fünf Monaten nach

sorg-

sorgfältig untersuchtem Detail der Geschichte zuverlässig erproben. Den Anschein hat es, denn Vespasian gieng gegen das Ende des Jahres 69 nach Alexandrien, und im April 70 näherte sich Titus mit der Armee dem unglücklichen Jerusalem. So schließt sich denn auch das nachfolgende sogleich an; die schreckenvolle Beschreibung der römischen Armee bei dem Trommeten des sechsten Engels. Nur sollte der Verfasser den Titus mit seiner Armee nicht vom Euphrat her anrücken lassen; Titus gieng ja, wie Josephus erzählt, zu Land von Alexandrien nach Cäsarea, und von Cäsarea brach er mit dem größten Theile der Armee auf und rückte bis Saulgabath vor, noch dreißig Stadien in der Entfernung von Jerusalem, (de bello Jud. V. 2.). Die Bemühung mit den Textesworten: „löse die vier Engel, die gebunden sind am großen Strom Euphrat, eine recht präcis wörtliche Uebereinstimmung heraus zu bringen, hat den Verfasser, wie an manchen Stellen, so auch hier verleitet, der Geschichte nicht ganz lauterlich treu zu seyn. Der Todes-Engel wird aber nicht deswegen an den Euphrat gesetzt, weil der Tod dort her kommen soll, sondern weil ihn die ganze damalige Vorstellungsart der Juden in jene Gegenden setzte.

Möchte es hingegen doch möglich gewesen seyn, bei den zwei Zeugen, welche sich in der Person des Ananus und Jesus finden sollen, mehrere Uebereinstimmung des prophetischen Textes und der Geschichte zu erweisen! Schon dieses empöret vielleicht manchen, daß Ananus hier in der Apokalypse als ein zweiter Moses und Elias charakterisiret werden soll, er, der unmittelbar das Jahr vorher, ehe die Apokalypse nach des Verfassers Meinung geschrieben wurde, die Hinrichtung des edlen

len Jacobus und vieler andern Christen veranstaltete. Doch darüber liesse sich nun endlich noch hinweg sehen. Aber grosser Zwang ist es doch gewiß, daß eben die zwei Gottes-Propheten, welche hier als so mächtige Zeugen gegen das Thier aufgeführt werden und deren Himmelfahrt hier nach dem schmachlichsten Tode beschrieben wird, in der Folge wieder als Hörner des Thieres erscheinen; denn Ananus und Jesus gehörten unter die zehn Toparchen, unter welche bei dem Anfange des Krieges das Kommando vertheilet wurde: diese zehn Toparchen aber hält der Verfasser für die Hörner des Thieres. So erscheint auch Ananus (Kap. 17, 7.) auf das neue als eines der Häupter des Thieres: denn er gehöret zu den fünf Hohenpriestern, welche der Verfasser hier findet. Gern zugegeben, daß eine und eben dieselbe Person nach der verschiedenen Beziehung, worin der Seher sie zeigen will, unter zwei verschiedenen Bildern vorkommen kann; aber dabei doch auch beide Stellen mit völliger Unbefangenheit gelesen, ob es nicht der Empfindung eines jeden zuwider ist, diese zwei Männer unter zwei so abwechselnden Schilderungen zu finden. Wir eilen hinweg über manches, was vielleicht vielen an der Deutung des Drachen und des Weibes mißfällt, weil wir hier noch nicht Konvenienz der ganzen Deutung untersuchen wollen, sondern indessen die Hypothese des Verfassers annehmen, und bloß die Art ihrer Ausführung im einzelnen betrachten. Wer wird nicht bei dem Meer-Ungeheuer Kap. XIII begierig seyn zu wissen, was die sieben Köpfe seyn sollen, wenn ja die zehn Hörner bloß aus Daniel genommen sind! Und doch ist hievvn gar keine Deutung gemacht. Wer kann den bloßen fruchtlosen Widerspruch des Ananus gegen den Zelotengeist als eine Todes-

wun-

wunde ansehen, welche das Thier empfing? Das Meer-Ungeheuer ist der Tirannen-Aufruhr, wie er den Simon Gorion zum Haupte hat; wie kann nun diesem durch Ananus eine Todeswunde beigebracht werden, da Simon Gorion erst nach Ananus Tode nach Jerusalem kam; erst nach Ananus Tode Haupt dieses Aufruhres in Jerusalem wurde? Das Meer Ungeheuer existirte demnach noch nicht, so lang Ananus lebte. Um Geschichte und Prophezeihung harmonisch zu machen, müßte also folgende Stelle S. 138 eine ganz andere Wendung bekommen: „ Es war nur eine „ Stimme in der Stadt: Wer ist dem Thiere „ gleich? wer darf mit ihm kriegen? Seitdem „ Ananus unter seinen Klauen erlegen war, (hat- „ te denn Simon Gorion mit des Ananus Tode et- „ was zu thun? ) war seine Todeswunde — et „ war der einzige, der sie ihm geben konnte — „ Heil: Nun fand es keinen Widerstand mehr! „ Unter andere solche Stellen, wo die Forderung ei- ne mehrere Harmonie zwischen Text und Deutung zu zeigen, manchen vielleicht zu streng, manchen höchst wesentlich scheinen könnte, gehört wohl auch S. 166. „ Der zweite Engel goß seine Schaale „ ins Meer: es ward Blut wie eines Todenz: „ alle lebendige Seele starb im Meere: Jerusalem „ floß von Blut: es lag voll von Leichnamen, in „ Häusern, Gassen, Mauern, dem Tempel. „ Aber warum die Schaale ins Meer gegossen? Bei andern Schaalen nimmt die Deutung immer auf diesen Umstand Rücksicht; hier allein wollte die Geschichte nicht mehr passen. Johannes läßt die Könige der Erden sich wirklich in Harmageddon versammeln: der Verfasser aber kann keinen Mann auf den Platz bringen: denn die Versuche der Juden,

sich vom Euphrat und Tinger her Hilfe zu verschaffen, waren ja ganz vergeblich. Der Verfasser verschiebt also sogleich den ganzen Zusammenhang, und macht die Festung Masada zu Harmageddon, also nicht den Versammlungsort der Könige der Erden, sondern einen Versammlungsort der Räuber. Auch mit den sieben Bergen, auf welchen Jerusalem liegen soll (S. 183) ist es nicht richtig, und von der Beziehung dieser sieben Berge hängt doch Bestimmung der Stadt selbst ab.

Eine der größten Schwierigkeiten scheint die Stelle von den fünf Häuption des Thieres zu machen, gerade die Stelle, aus welcher, als aus einem vorzüglich hellen Punkte, der Verfasser sich viele Vortheile für die Enträthselung des ganzen Buches verspricht. Johannes soll seine Geschichte gesehen haben, da fünf Häuption des Thieres schon gefallen waren, der sechste aber damals war, der siebente eine kleine Weile seyn werde, und noch ein achter das Thier selbst auf kurze Zeit bleiben sollte. Dies sollen die Häuption des Sanhedrins seyn, die Hohenpriester. Fünf derselben seien unter diesen Händeln schon gestürzt gewesen: Jonathan, Ismael, Joseph, Ananus, der Sohn Anani und Jesus; Jesus, Gamaliels Sohn habe damals gerade das Amt gehabt. Auf diesen folgte nun freilich niemand mehr als Matthias und Phanas, der Unwürdige, der kaum den Namen Hohenpriester verdienet, weil er vom Aufruhre gesetzt wurde. Aber man vergleiche nun mit dieser Stelle folgende aus Josephus zuverlässig abstrahirte Reihe der Hohenpriester von Jonathan bis Phanas.

Jahr 35.	nach Christi Geb.	An Caiphas Stelle wird Jonathan Hoherpriester. Antt. XVIII. 4.
37.	— — —	Jonathan wird von seinem Bruder Joseph gestürzt. XVIII. 5, 3.
41.	— — —	Theophilus muß dem Simon Platz machen und Simon fast sogleich wieder dem Matthias. Antt. XIX. 6, 2 und 4.
43.	— — —	Herodes Agrippa sezet Matthias ab, u. Elionäus ein. XIX. 8, 1.
45.	— — —	An Simons Stelle, (so hieß wahrscheinlich auch Elionäus von seinem Vater her) kommt Josephus. XX. 1, 3.
48.	— — —	Ananus. XX. 5, 2.
58.	— — —	Ismael, alsdann XX. 8. 8.
61.	— — —	Josephus,
62.	— — —	Ananus, der Sohn des Ananus.
62.	— — —	Jesus —
63.	— — —	Jesus, Gamaliels Sohn,
64 oder 65.	—	Matthias.
67.	— — —	Phanias.

Wie bestehet nun die angeführte Stelle mit dem Zeugnisse des Josephus? Sollen denn die Händel vom Jahre 35 an gerechnet werden, weil Jonathan der erste von den fünf bezeichneten Hohen-

priestern seyn soll? Ließ sich der Verf. etwa auch hier durch den oben angeführten Irrthum verleiten, daß die unglückliche Schlacht des Herodes mit den Arabern, die in das Jahr 36 fällt, die erst von Johannes geweissagte Begebenheit sei? Wo bleiben aber alsdann die zwischen Jonathan und Ismael mitten inne stehenden Hohenpriester? oder ist Jonathan durch Schreib- und Druckfehler an Ananus Stelle gekommen? so erhellet doch wirklich aus keinem Umstande, warum der Seher nicht bei Ismael stehen geblieben: denn doch erst im Jahre 58 öffnete sich eine der Hauptquellen bürgerlicher Uneinigkeit? oder wollte der Seher einmal über den Ismael hinauf steigen, so erhellet wieder nicht, warum er nicht auch über den Ananus hinaufstieg. Sollten also wohl überhaupt unter diesen fünf Häuptern die Hohenpriester gemeint seyn? Sollte überhaupt der Schluß aus dieser Stelle auf die Zeit, wenn das ganze Buch geschrieben wurde, vorzügliche Wahrscheinlichkeit haben? Nicht da Johannes schrieb, waren fünf Häupter des Thieres schon da, sondern in dem prophetischen Momente, da sich nun das Thier produzirte, sind bereits fünf Häupter desselben gefallen: oder wann nun das Phänomen erfüllet werden wird, das in dieser Vision geweissaget ist; so werden bereits fünf Häupter desselben dahin seyn. Mit nicht geringeren Schwierigkeiten, als sich bei den bisherigen gezeigt haben, kann man bei den zehn Hörnern an zehn Toparchen denken. In der Stelle des Josephus, auf die sich der Verf. ganz beziehet, stehen nur neun solcher Toparchen, wenn man die in der Stadt kommandirenden Ananus und Jesus dazu rechnet. Aber was liegt denn an einem Manne mehr oder weniger? — Gewiß viel  
bei

bei einem Propheten! Wie leicht könnte jeder den Propheten spielen, wenn sich nicht gerade in solchen kleinen zufälligen Umständen der untrügliche Blick des Sehers am meisten erproben müßte. Ueberhaupt aber ist es mit diesen Toparchen eine sehr schwankende Sache. Wer die ganze Stelle des Josephus, besonders mit der Lebensbeschreibung desselben verglichen hat, der wird leicht gefunden haben, daß man auch elf, auch mehr als elf rechnen kann, nur gehen auf keine Weise, denn Eleazarn schließt Josephus gar zu ausdrücklich davon aus.

Bei allen diesen Einwürfen habe ich auf einen Augenblick alle Grundsätze des Verfassers angenommen, und bloß bemerkt, wo er sich etwa selbst unmöglich genug gethan haben kann. Es wäre weites Feld, zu untersuchen, wie weit seine ganze Art, die Bilder immer vor dem Auge des Lesers herum zu drehen, in der nachfolgenden Vision oft eben das zu finden, nur vielleicht mit einer einzelnen neuen Bestimmung zu finden, was schon in der vorhergehenden Vision enthalten war — wie weit diese ganze exegetische Manier, besonders in gegenwärtiger Anwendung auf die Apokalypse, richtig sei. Mancher vermist vielleicht bei einigen sehr wichtigen Stellen die Proportion zwischen dem Ausdrucke Johannis und der Geschichte, welche er bezeichnen soll, und glaubt, unter den *locus communis* der prophetischen Dichterfreiheit werde so viel hineingeschoben, daß wir alle zuletzt Propheten werden könnten: denn von der Bestimmtheit hänge eigentlich das Wunderbare der Prophezeiung ab. Für diese Fragen und Muthmasungen ist hier nicht Raum; sie werden auch besser bei

einem prophetischen Buche von gewisserer Deutung untersucht, als bei der Apokalypse. So viel sie also auch zu richtiger Beantwortung der Hauptfrage beitragen könnten: ob die Apokalypse von der Zerstörung Jerusalems so handeln könne, wie sie der Verf. davon handeln läßt? so müßte doch ihre genauere Erörterung in Untersuchungen hineinführen, welche hier zweckwidrig seyn würden. Also mag es hinreichend seyn, nur einige allgemeine Gründe aus der ersten Geschichte des Christenthumes aufzusuchen, wodurch die Frage ihrer Entscheidung vielleicht näher gebracht wird.

Johannes schickte das Buch an die kleinen Asiatischen Gemeinden. Unnöthig und schädlich wäre zwar das Buch in Palästina auch nicht gewesen: Denn so ein übertäubendes Brausen der herannahenden Trübsals = Wogen in demselben tobet, so herrscht doch immer überall Prospekt auf eine bessere Zukunft für den edleren Theil, der Warnung annehmen und Warnung zur Rettung benutzen kann. Aber auch allzudeutlich ist die Siegescharte nicht vorgezeichnet, sonst hätten doch wohl auch wir der Zeichnung Sinn früher gefunden, da wir nicht leicht von einer Begebenheit jener Zeiten so umständlich genaue Nachricht haben, als von Jerusalems Zerstörung. Aber Johannes hat es nun einmal gewiß nach klein Asien geschickt; also war es gewiß auch für klein Asien sehr nützlich, und warum nicht für jede christliche Gemeinde nützlich, da Erwartung unsers wiederkommenden Jesus Objekt und Seele unsers ganzen Glaubens ist; und alle noch so sehr abwechselnde Scenen dieser Vision doch endlich diesen Hauptpunkt zum letztern Ziele ihrer Entwicklung haben. An die kleinasiatischen

tischen Gemeinden hat Johannes das Buch geschickt, nicht als ob es ihnen vorzüglich vor allen andern nützlich wäre, sondern weil das Buch, an sie geschickt, sogleich durch das zuverlässigste Siegel seine Göttlichkeit erprobte. Die treffendste genaue Schilderung des Zustandes jeder einzelnen der sieben Gemeinden, welche jenem Zeitalter so sehr rührend seyn mußte, deutete für sie ganz unverkennbar auf den Verfasser. Also von da aus, gleichsam aus der Hand so bewährter Zeugen, sollte das Buch in die übrige Christenwelt ausgehen; und streiten möcht' ich denn doch mit niemand, daß Johannes das Buch nicht auch nach Palästina geschickt habe. Wer darf sich unterstehen in der Geschichte des ersten christlichen Jahrhunderts, bei fast gänzlichem Mangel der Nachrichten und Urkunden, aus dem Stillschweigen der Schriftsteller zu schliessen? Und eine Gegenvermuthung giebt es doch, daß Justin der Märtyrer, ein palästinenfischer Kirchenvater, ausser dem Evangelium Matthäi, oder dem in Palästina gangbaren Evangelium der Ebräer, kein anderes Buch anführt, als die Apokalypse. Denn man kann nicht mit Grund annehmen, daß er dieses Buch etwa erst bei seinem Aufenthalte zu Ephesus kennen gelernt habe. Auch die übrigen apostolischen Schriften konnte er in klein Asien kennen lernen, warum aber keine Spur von allen übrigen in seinen Schriften? Scheinet nicht ausser dem ebräischen Evangelio Matthäi auch die Apokalypse vorzüglich gangbar in Palästina gewesen zu seyn?

Und diese Prophezeiung nun, welche in klein Asien und Palästina so früh bekannt war, deutet kein einziger Kirchenvater auf das Object, das

Doch ihnen, wenn es Erfüllung der Weissagung gewesen wäre, viel heller als uns vor Augen lag. Johannes hat die Erfüllung seiner Weissagung noch mehrere Jahre überlebt, sie gerade im Zirkel der Gemeinden überlebt, an welche er das Buch zuerst geschickt hatte, und er sollte vielleicht selbst die Erfüllung nicht gekannt, oder wenigstens seinen Schülern dieselbe nicht gezeigt haben? Die Deutung, wenn von Johannes so eine da gewesen wäre, sollte nicht sogleich gegen die Juden ergriffen und gebraucht worden seyn, da man Weissagungen Jesu gegen sie brauchte, und da sie in den ersten Zeiten des Christenthumes die gewöhnlichere Gegner der Christen waren. Also um der exegetischen Tradition willen soll die Deutung des Verf. nicht angenommen werden? — Um des schönen Arguments willen, das Isenbier wirklich so drückend fühlt? — Nimmermehr: die Fälle sind ganz verschieden. Jenes Zeitalter zog alle Deutungen der Weissagungen auf seine Zeiten hin; was es also von seinen Zeiten erklärt, dabei hat es die Vermuthungen der Richtigkeit nicht für sich: was es aber bei aller Deutungs-Sierigkeit in seinen Zeiten nicht erfüllt fand, ungeachtet es durch eine ganz authentische Anweisung darauf hätte sollen geleitet werden, das scheint wohl wirklich auch kaum für jene Zeiten zu gehören. Von einer einzelnen Stelle ist überdies gar nicht die Rede, sondern von einer ganzen Reihe Visionen mit deren Enträthselung die Spitzfindigkeit der drei ersten Jahrhunderte sich nicht wenig beschäftigte. Ein erst nach anderthalb Jahrtausenden seiner Erfüllung enthülltes prophetisches Buch — welche nach vieler Rücksicht verdächtige Deutung, besonders wenn hier und da so starke Disharmonien zwischen Text und Erklärung

rung noch statt haben, als sich hier bei ganz unpartheiischer Prüfung zeigten! Thut also dem Verf. mancher seiner Leser etwa die Ehre nicht an, von der Richtigkeit der gegebenen Erklärung sich überzeugen zu lassen; so erkennt er es doch gewiß als einen der glücklichsten Versuche, auf Zerstörung Jerusalems das Buch deuten zu wollen: und aus dem Mißlingen des bisher noch glücklichsten Versuches, gerade vom fähigsten Deuter unternommen, schließt wohl alsdann keine kleine Anzahl der Leser, es möchte überhaupt unmöglich seyn, in Jerusalems Schicksalen die Erfüllung dieser Prophezeihung zu finden. Und wenn nicht in Jerusalems Schicksalen, wo denn? Sind nicht alle andere Deutungen in noch größere Schwierigkeiten verwickelt, noch willkürlicher nach historischen und theologischen Hypothesen gedrehet, noch weniger standhaft zusammenhängend ausgeführt? Willigst zugegeben! — Aber wenn denn auch gegenwärtig noch keine Deutung möglich seyn sollte, weil vielleicht noch nichts von der ganzen zusammenhängenden Vision erfüllt ist, Deutung aber der Erfüllung nicht vorlaufen kann; so ist, wie wir oben sahen, die Sache des Buches deswegen noch gar nicht verloren! Einmal angenommen, wozu doch der größere Theil unserer Kritiker geneigt ist, die Offenbarung sei nach Jerusalems Zerstörung geschrieben; so bleibt nach allen bisherigen Hypothesen immer noch eine zu versuchen übrig, die vielleicht doch manche Schwierigkeit vermindern kann. Ohne sie geradehin zu behaupten, gebe ich sie als bloße Vermuthung der Kritik des Lesers preis.

Noch waren alle Gemüther voll von dem schreckenvollen Eindrucke, den Gottes Gericht über Jeru-

rusalem gemacht hatte. So ein Beispiel von der Wahrhaftigkeit der Drohungen Gottes an dem geliebtesten Volke und der geliebtesten Stadt vollzogen, fand sich in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes nicht. Wie war wohl selbst die Seele des Johannes von der beständigen Erinnerung der Schicksale seines Volkes durchdrungen? Wie mögen sich ihm beständige Vergleichen der Schicksale Jerusalems, Aegyptens, Ninive, Babels u. s. w. von selbst dargestellt haben? und wenn ihm Gott nun zeigen wollte, mit welcher Katastrophe sich endlich einmal alles am Ende der Tage auflösen würde, welche Scenen es seien, die in den letzten Tagen alles eben so in der Eile zur Reife bringen sollen, wie in den letzten Zeiten Jerusalems immer eine die andere herbei zog, wie konnt' es jenem Zeitalter anschauender vorgemahlet, selbst mit dem ganzen Ideen- und Bildervorrathe des Apostels besser ausgedrückt werden, als durch beständige Rücksichten auf Jerusalems Geschichte? Daher so viele auffallende Aehnlichkeiten einzelner Stellen mit den letzten Begebenheiten Jerusalems, so viele Gleichheiten besonders in chronologischen Bestimmungen, wodurch die Deutung auf Jerusalem so wenig gerechtfertiget wird, als die 1260 Tage des Zeugnisses der zwei Propheten (K. XI) geradehin an Elias zu denken zwingen, oder uns etwa nöthigten anzunehmen, die Zeit dieser zwei Propheten werde gerade so lang dauern. Wenigstens der Verf. kann letztes nicht behaupten, sonst würde er sich einen neuen historischen Knoten knüpfen. Ueberhaupt ist die Hypothese nicht so ganz verwerflich, daß Gottes Regierung über Israel gleichsam als Muster seiner allgemeinen Regimentsgrundsätze in Ansehung des

gan-

ganzen Menschengeschlechtes da stehe. Uebertriebene Typologien haben dieser Meinung freilich ein lächerliches Ansehen gegeben: aber was läßt sich nicht lächerlich machen, wenn man Analogien allzubegierig aufsucht, und Wahrscheinlichkeiten mit der Farbe der höchsten Gewißheit malt.

Wenn wir hiebei nun stehen bleiben, und den Werth von Maran atha einzig aus dem Passenden seiner ganzen Erklärung beurtheilen wollten, so würden wir mehr eine der schwächeren Seiten dieser Schrift, als ihre eigentliche Vorzüge gezeiget haben. Einige der letzten sind so beschaffen, daß wir sie nicht nur als nöthige Charakterisirung der ganzen Ausführung hiehersezen, sondern auch als Veranlassung benutzen, über einige Moden unserer theologischen Litteratur ein Paar Anmerkungen zu machen.

Unsere Kommentarien und Erklärungen — wir meinen die zu Anfange unseres Jahrhunderts — waren so mit dogmatischen und ascetischen Digressionen überladen, daß der Apostel unter dieser fürchterlichen Hülle sich ganz verlor. Auf den ersten historischen Verstand wurde fast gar nicht mehr gesehen, er war vielmehr so unterdrückt, daß man die ersten Versuche, ihn wieder in seine Rechte einzusezen, als sehr gefährlich verwarf. Wie sich aber das Rad menschlicher Moden und Meinungen dreht, so liest man nun Bibel so im Geiste der Juden, daß man beinahe vergißt, sie sei auch Angelegenheit für Christen. Es ist oft nicht Kaltblütigkeit, sondern Kälte des erstorbenen, womit mancher unserer Schriftsteller dies alte jüdische Buch untersucht, und wirft er auch hier und da einen

einen Blick auf unsere Zeiten zurück, so ist es meistens blos ein Blick der Freude, daß wir nun in der Aufklärung so viel weiter fortgerückt seien, als die Verfasser jener Schriften, und daß wir so mancher Beweggründe nun entübrig seyn könnten, die auf jenes Zeitalter und nach Bedürfnis jenes Zeitalters wirkten. Jeder mag zwar seinen Sinn und seinen Geschmack haben; aber es scheint nicht mehr Geschmack dieses und jenes einzelnen, sondern Geist des Zeitalters zu seyn, was einmüthiger Ton fast aller unserer Exegeten ist. Toblers und Hessens Schriften schätzen wir deswegen von dieser Seite als korrektive sehr hoch; aber keiner von ihnen hat doch die vortrefliche Gabe unseres Verfassers, die großen praktischen Folgerungen so neu und so treffend darzulegen, sie nicht an einzelne Stellen anzuknüpfen, sondern vom Ganzen des Buches abzuleiten, so unerschrocken dem entgegen zu rufen, was die Philosophie unseres Jahrhunderts als Axiome aufgestellt hat, und wornach sich die Exegese so oft richten muß. Die Wahl wird uns schwer unter den vielen Stellen des zweiten Abschnittes dieser Schrift, welche dies wichtige Verdienst unseres Verf. recht kenntlich machen. Wir nehmen ohne weiteres Aussuchen S. 257. „ Die Offenbarung ist also, auch wenn  
 „ man die erste und nächste Geschichte ihrer Deu-  
 „ tung nicht verstünde, ein Buch für alle Herzen  
 „ und für alle Zeiten: denn sie enthält das We-  
 „ sen des Christenthumes und der Weltgeschichte;  
 „ sie hat durch alle Veränderungen und Zeit-Um-  
 „ stände das Gepräge auf sich: der Herr ist na-  
 „ he! Sein Reich kommt! Wie manchen Pro-  
 „ pheten im A. T. haben wir, dessen nächste histo-  
 „ rische Umstände wir bei mancher Stelle nicht  
 „ wif-

„ wissen, da diese Stelle doch sobald sie göttliche  
 „ Wahrheit, Lehre und Trost erhält, Manna ist  
 „ für alle Herzen und alle Zeiten. Sollt' es bei  
 „ dem Buche, das Auszug beinah aller Prophe-  
 „ ten und Apostel ist, nicht eben so seyn? Es  
 „ ist — und wenn auch mancher Einfältige seine  
 „ gelehrte Deutung nicht wüßte, ein Lehr- und  
 „ Trostbuch für alle Gemeinden, wo Christus wan-  
 „ delte. Bei den Briefen habe ichs, ohne daß sie  
 „ deswegen mystische Zeiträume enthalten dürften,  
 „ gezeigt, beim übrigen nicht anders. Der Glau-  
 „ be, daß der gestorbene Christus noch lebe, daß  
 „ der verborgene Christus regiere, daß der einst  
 „ niedrige Christus jetzt im Glanze der Herrlich-  
 „ keit Gottes schwebe; dieser Glaube kann er  
 „ besser bestärkt werden, als durch die erste Er-  
 „ scheinung des herrlichen Auferstandnen? Wie  
 „ Sonne ist sein Angesicht. Sein Hauch Allmacht.  
 „ Die Schlüssel der Hölle und des Todes sind sein,  
 „ Er vollendete und wird vollenden! Was sind ze-  
 „ hen Tage der Trübsal gegen seinen ewigen Lohn?  
 „ Was sind dreißig Tage der Niedrigkeit seines  
 „ Lebens gegen seine ewige Hoheit? Darum sei  
 „ treu bis in den Tod! Dein wartet die Krone  
 „ des Lebens! — Du lebst in einer drückenden  
 „ Zeit! Das Buch des Schicksales hängt ver-  
 „ schlossen über dir und deinem Volke — Weine  
 „ nicht! es hat überwunden der Löwe vom Stam-  
 „ me Juda: das Buch ist in seiner Hand! Ueber  
 „ dir brechen furchtbare Siegel: Du hörst im  
 „ Rauschen des langsamen Fuses der Zeit schau-  
 „ erliche Abndung: Himmel und Erde droht, am  
 „ meisten die wachsende Bosheit der Menschen!  
 „ der Krieg raft weg: die Pest, der Hunger tö-  
 „ det! Edle Menschen sterben, gute Menschen ge-  
 „ hen

„ hen seufzend unter! Das Land bebt: seine Pfei-  
 „ ler wanken — fürchte dich nicht! Der Herr ist  
 „ dein Gott und sein Name ist auf dir. So du  
 „ durchs Wasser gehest, will er bei dir seyn, daß  
 „ dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so  
 „ du durchs Feuer gehest, sollst du nicht brennen  
 „ und dich die Flamme nicht anzünden. Die Zahl  
 „ der Seinen ist wie ein Bündlein der Lebendigen  
 „ in seinen Schoos geworfen und versiegelt. —  
 „ Die letzte Abndung kommt: Todeschwangere  
 „ Stille; Warten der Dinge: die Trommeten sind  
 „ gegeben! „ Gedenke meiner, mein Gott! am  
 „ besten! „ spricht jetzt das stille Rauchopfer  
 „ der Gebete, und die stille Antwort Gottes: in  
 „ meine Hände habe ich dich gezeichnet! Für die  
 „ Zauberer, Mörder, Abgötter, Hurer, sind die  
 „ Plagen. Sie quälen lange: mitten unter ih-  
 „ nen erscheinet der Friedens-Engel, den schönen  
 „ Regenbogen um sein Haupt, und schwöret den  
 „ Eid des ältesten Bundes. Laß Berg und Hügel  
 „ sinken: das Versprechen sinkt nicht: Es gehet  
 „ hinter Stürmen der Sündfluth, wie die Schran-  
 „ ken des Gnadenthrones, der Regenbogen schö-  
 „ ner hervor. Um der Auserwählten willen wer-  
 „ den die Tage verkürzt! Kurz ist der Weg durchs  
 „ Meer der Trübsal: ewig die Freude: unver-  
 „ welklich die Palmen und Kronen. — Ueber-  
 „ haupt dünkt's mich unehrbar und Thorheit einen  
 „ Spruch, vielleicht den zärtlichsten, stärksten Zug  
 „ der Wahrheit deswegen zu verspotten und zu  
 „ verachten, weil er in der verschrienen Apokalypse  
 „ stehet! Siehe der Herr kommt, und sein Lohn  
 „ mit ihm, zu geben einem jeglichen nach seinen  
 „ Werken! Ist das nicht ewige Gottes-Wahrheit?  
 „ sagt es sie nicht so stark, als sie nur gesagt wer-  
 „ den

„ den kann? Sagt sie nicht auch Esaias? Hat  
„ ein guter ehrbarer Heide an ihr gezweifelt? und  
„ was ist nun verächtliches und lächerliches in dem  
„ Spruche, wenn ihn die Apokalypse, wie ein Sie-  
„ gel auf ihrer Stirne braucht? Wäre es nicht  
„ unbillig und unehrbar, wenn man mit der  
„ Schrift eines Heiden und eines Kezers so ver-  
„ führe, und ihre Rosen nicht Rosen seyn liesse,  
„ wenn sie unter den Dornen wüchsen? und bei  
„ diesem Buche, das seine mehr als tausend Jah-  
„ re durchlebt, und seine Wirkungen auf mensch-  
„ liche Herzen genugsam erprobt hat, bei ihm ver-  
„ zeiht man sich dergleichen. Halte mans, wo-  
„ für man wolle: nur lasse man ihm das Gute,  
„ das es in sich hat, und das gewiß göttlich ist,  
„ wer und wozu er auch geschrieben habe. Eure  
„ Bücher, ihr Verächter! werden sie die Wirkung  
„ und das Leben dieses Buches haben? Und wo  
„ Wirkung ist, muß Ursache seyn, die wirken  
„ kann. Wo ein Buch Jahrtausende lang Herzen  
„ und Seelen erregt, und Freund und Feind nicht  
„ so gleichgültig läßt, und beinahe nie einen lau-  
„ lichten Freund oder Feind gehabt hat; in sol-  
„ chem Buche muß Inhalt seyn, was man auch  
„ davon sage! Um ein Nichts streitet man  
„ nicht! ein Nichts vergißt man. Ueber das Merk-  
„ würdigste dieses Buches hat also die Zeit, der  
„ schärfste Richter, schon gerichtet, und es ist Thor-  
„ heit, durch Wahn zu verfolgen, was sich durch  
„ That so lang gestützt hat! „ —

Für diesen ganzen tiefen Eindruck, den manche  
solcher Stellen auf den empfindenden Leser machen,  
wird man durch die treffliche Uebersetzung des Bu-  
ches selbst vorzüglich fähig gemacht. Noch hat  
seit

seit Luther kein Uebersetzer den kraftvollen simplen Ausdruck unserer Bibel so zu erreichen, und ohne zu modernisiren, doch die ganze Idee des alten Schriftstellers zu erregen gewußt, als der Verfasser. Möchten wir doch eine Uebersetzung des ganzen N. T. von ihm erhalten! Wie viel müßte dies nicht zur häufigeren nützlicheren Lesung des edelsten aller Bücher beitragen, da Luther doch nun schon einmal im Geschrei ist, sein Roß sei zu abgeschaben und zu alt, um sich in feinen Gesellschaften damit zeigen zu können.

